



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Pro. 10.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Oktober 1886.

Inhalt: Eine Fahrt in das Gebiet der Hudsonsbai. — Japan und die Japanesen. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Hinterindien; Vorderindien; Ostafrika. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Eine Fahrt in das Gebiet der Hudsonsbai¹.

1. Am Temiscamingsee.

Gestern Abend um fünf Uhr sind wir an Bord des Dampfers des Herrn Latour in festlicher Stimmung in den Hafen eingelaufen. Der Temiscamingsee (am oberen Ottawafusse) breitete sich in seiner ganzen Herrlichkeit aus. Die Sonne übergoß Felder und Wälder mit ihrem reinen und frohen Lichte und funkelte im Wellenspiele wie in einem großen Spiegel. 50 englische Meilen waren wir den See hinausgefahren, bis zu einer Stelle, wo vorspringende Berge seinen Abschluß zu bilden schienen; dort bog das Schiff um ein Vorgebirge, und als ob plötzlich ein Theatervorhang sich hob, erschloß sich vor uns eine ganz neue, viel weitere, ja unbegrenzte Fernsicht, und da erblickten wir auch in geringer Entfernung ein Kirchlein und einen Hafen. Das war Temiscaming!

Auf dem Westufer steht das Missionshaus und das Klosterchen nahe am Strande, doch so, daß zwischen dem Hafen und dem Hause noch Raum für einen Gemüsegarten bleibt. Etwas zurück erhebt sich die Kirche, welche von einer mit Espen, Eichen und Ahorn bestandenen Hügelkuppe überragt wird. Auf dem Scheitel der Höhe erblickt man eine Kapelle, zu welcher ein breiter und wohl gepflegter Steig an den auf der einen Seite steil abfallenden Hängen in Windungen emporführt. Noch

weiter zurück erhebt sich ein massiger Berg mit gewaltigen Felswänden, der den Kapellenhügel beherrscht. Auf dem Ostufer erblickt man das Fort der Hudsonsbai-Gesellschaft; seine Palisaden mögen drei Morgen umfriesen; hinter ihm ragt ein mit Fichten gekrönter Hügel auf. Das Herrenhaus ist zierlich bemalt; die übrigen Häuser, etwa ein Duzend an Zahl, sowie die Palisade haben eine weiße Kalktünche, was der ganzen Ansiedelung ein freundliches Ansehen verleiht.

Hören Sie das Geknatter der Flinten, den Donner der Kanonen, die Dampfpfeife des Schiffes, das Glockengeläute und das Echo der Berge, das alle diese Grüße wiederholt, welche der Ankunft des Bischofs gelten? P. Mourier und die Brüder Mosat und Plante stehen am Ufer, umgeben von einer Menschenmenge, um Seine bischöflichen Gnaden zu empfangen; dann begleitet man ihn zur Kirche. Leider fehlen die beiden Patres Delsäge, der Obere, und Laverlochère; der erstere liegt schwer krank im Spital von Ottawa, der zweite kann sein Zimmer nicht mehr verlassen und ist dem Tode nahe. Er hat mit unsäglichen Mühen und um den Preis von vielen überaus beschwerlichen Reisen diese Mission im Gebiete der Hudsonsbai gegründet, welche wir jetzt besuchen wollen. Vor drei Jahren sagte er mir: „Ich trage kein Verlangen darnach, meine alten Tage in Ruhe zu Montreal oder in Frankreich zu verleben. Hier am Fuße des großen Kreuzes auf unserm Kirchhofe will ich begraben werden. Nachdem ich den größten Theil meines Lebens inmitten meiner theuern Wilden verbrachte, ist es nur billig, daß ich nach meinem Tode mich auch unter ihnen zur Ruhe lege.“

¹ Diese interessante Schilderung einer bischöflichen Visitationsreise, welche Mgr. Vorrain, der apostolische Vikar von Pontiac, im Sommer des letzten Jahres nach dem Norden seiner Mission unternahm, verdanken wir der Feder des hochw. Herrn Proulx, welcher seinen Bischof auf dieser apostolischen Fahrt begleitete.

Heute morgen war Pontificalamt mit Predigt in drei Sprachen: französisch, englisch und indianisch. Obgleich es nicht die Zeit der eigentlichen Indianermission ist, und die Mehrzahl der Wilden jetzt noch in den Wäldern weilt, war die Kirche doch übervoll. Der Dampfer hatte gestern schon etwa 40 Personen mitgebracht, und seit Tagesanbruch nahen sich aus allen Buchten Rähne. Für die Ansiedler am Ufer des Sees ist es ein Fest- und Freudentag — ein Beweis, daß der Glaube in ihrem Herzen noch nicht erstorben ist.

Das Kirchlein mißt 50 Fuß Länge bei 20 Fuß Breite; es ist mit Schindeln gedeckt, und der hohe, spitze Thurm, der im Sonnenlichte blüht, ist weithin über den See sichtbar. Die Glocke, welche fünf Centner wiegt, verkündet dreimal des Tages den Umwohnern den englischen Gruß. Die Mauern ahmen im Innern Steinmeharbeit nach, das Gewölbe ist hoch, die Fenster sind mit gut gewählter Malerei geschmückt; die Empore hat ein Harmonium, dessen melodische Klänge viel zur Hebung des Gottesdienstes beitragen; der Altar ist gothisch; auf seinem höchsten Spitzthürmchen steht ein schönes Standbild der Unbesleckten Empfängniß. Für die Festfeier hatte eine geschmackvolle Hand das Gotteshaus geschmückt; über dem bischöflichen Throne stand die Inschrift: *Pasce agnos meos* — ‚Weide meine Lämmer.‘ Freilich, die Hürde von Pontiac hat eine große Ausdehnung, und ihr Hirte muß weit wandern, um alle seine Schäflein zu besuchen. Gott sei Dank, sie zeigen sich voll guten Willens und lassen sich gerne finden.

Noch da habe ich meine Erzählung mit der Ankunft in Temiscaming begonnen! Wir müssen etwas zurückgehen und unsere Reise in Mattawan antreten, wo der Zufluß, den der Turteltaubensee entsendet, in den Ottawa mündet.

Wir verließen Mattawan (vgl. die Bilder S. 204 u. 205) den 13. Juni sechs Uhr Morgens. Wir waren fünf Reisende. Außer dem Bischofe und meiner Benigkeit trug das Canoe drei Oblatenpatres: den P. Paradis, Missionär zu Temiscaming, und die PP. Glabu und Doyois, Professoren im Colleg von Ottawa. Sie werden uns auf der ganzen Reise begleiten; ihr Oberer hat sie mitgeschickt, auf daß sie sich an das Leben in diesen entlegenen Missionen gewöhnen und dereinst die dortigen Arbeiter ersetzen können, wenn Jahre und Mühsale deren Kräfte gebrochen haben. Endlich ist noch Br. Proulx bei uns, der die Reise bis Temiscaming mitmacht. Msgr. Lorrain stimmte das Ave Maris Stella an; der Chor fiel kräftig ein. So ziehen wir fort unter dem Schutze des Meeressterns. Möge er unsern gebrechlichen Kahn durch die Klippen und Schnellen dieser zahllosen Flüsse und großen, tiefen Seen geleiten! *Iter para tutum* — ‚Bereite sich're Pfad!‘

Die Mannschaft besteht aus Indianern. Da ist Atschin, der Kapitän, der am Bug des Rahnes steht, und Angus Wabekiß (‚heiteres Wetter‘), der das Steuer führt u. s. w., zehn nervige Arme! Seht, wie elastisch sie die Ruder senken und heben, mit welch kräftigen und taktfesten Zügen sie die Wellen zurückwerfen! Der Mann am Bug heftet seine Luchsaugen auf die Wasser des Flusses, deren Tiefe er zu durchbohren sucht, und der Mann am Steuer ist jedes Winkes gewärtig, das Schiff mit zwei Schlägen des Ruders herumzudrehen. Es ist ein hübsches, ganz neues Fahrzeug, leicht und zierlich, und mißt 28 Fuß Länge bei 5 Fuß Breite. Mit den Risten und Bündeln macht man sich bequeme Sitze zurecht und denkt kaum daran, daß nur ein paar Planken und einige Stücke Baumrinde, mit Harz verpicht, uns vom Abgrunde trennen. Wir

gaben dem Rahne den Namen ‚Zephyr‘, zugleich als eine Anspielung auf den Taufnamen unseres Bischofs Zephyrin.

Wir hatten das herrlichste Wetter: Sonnenschein, gute Luft, günstigen Wind, nur wenige Stechmücken. Es war eine Lust, so durch das Wasser hinzugleiten und das ewig wechselnde Landschaftsbild zu betrachten, das an den Ufern dieses schönen Flusses immer neue Scenen bietet. Jetzt tiefe, schattige Buchten, dann treten die Berge an das Bett heran und zwingen es ein wie zwischen zwei Mauern. Jetzt sind die Ufer wieder sanft ansteigend und breit hingestreckt, dann wieder steile Felszacken. Hier bedecken verschiedenartige Bäume mit wechselvollem Blattschlage die Flanken der Berge, während dort, um Wechsel in das Bild zu bringen, nackte, schwere Granitmassen sich aufeinander thürmen und ihre kahlen Scheitel über den Fluß erheben. Da suchen kleine Bächlein wie Silberfäden über Gestein und unter Buschwerk ihren Weg zum Flusse. Dort wälzen Wildbäche ihre mit weißem Gischte gefärbten Wellen rauschend zu Thal. Wie schön und erhaben ist die Natur, wo man sie in ihrer jungfräulichen Wildniß trifft, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers hervorging!

Am ersten Tage überwandten wir die Stromschnellen von ‚Demicharge‘, der ‚Höhle‘, der ‚Hornbäume‘, des ‚Berges‘ und den untern Theil des ‚Long-Sault‘. Am Long-Sault schlugen wir unser Nachtlager auf, nachdem wir einen Weg von etwa 32 (engl.) Meilen zurückgelegt hatten. Zwei Zelte wurden errichtet, ein Feuer angezündet, und die Funken wirbelten langsam erlöschend in die dunkle Nachtlust. Es war der 42. Geburtstag unseres Bischofs, und wir feierten denselben, so gut wir konnten. Unter dem gestirnten Himmel, im Schatten hundertjähriger Wälder, am Ufer des Ottawa, dessen schäumende Fälle ihr Brausen in das Rauschen der Baumkronen mischten, wünschten wir ihm allen Segen des Himmels und noch wenigstens 42 Jahre, damit er es erlebe, daß diese ungeheuern Eindrücke sich mit Katholiken bevölkern und er dann noch einmal die Hudsonsbai besuche, nicht mehr im gebrechlichen Rindencanoe, wie heute, sondern auf den Flügeln des Dampfers. Noch spät weckten frohe und heilige Lieder das Echo der umliegenden Berge.

Am 14. Juni früh um vier Uhr brachen wir wieder auf. Es ging jetzt den Rest des Long-Sault hinan, eine Strecke von sechs Meilen. Die Leute mußten das Canoe hinaufbringen bald durch Rubern, bald durch Tauen, bald durch Tragen. Um neun Uhr fanden wir uns am Ausflusse des Ottawa aus dem Temiscaming wieder, und dort erwartete uns auch das Dampfboot des Herrn Latour.

Herr Latour ist einer der größten Holzhändler am Ober-Ottawa. Er besitzt ungeheure Wäldungen am Kenapawesee und an den beiden Ufern des Temiscaming. Er ist ein wackerer Bürger und ein guter Christ, und man kann das Eine nicht wohl sein ohne das Andere. Sein Dampfer opfert zwei Tage, um den Bischof bis an das obere Ende des Sees zu führen, und das ist ein bedeutendes Geldopfer. Am Samstag gab er allen seinen Arbeitern einen freien Tag, und der Dampfer brachte sie zur Messe. Er ist durch seine Freigebigkeit unter seinen Arbeitern sehr beliebt; wenn aber die Arbeit einmal drängt, so sind sie dafür auch gerne bereit, ein oder zwei Nächte zu opfern. Einer seiner Leute sagte mir: ‚Wir schlafen jetzt so wenig, daß ich drei Nächte brauchte, um einen Traum zu Ende zu träumen.‘ Mittags hielten wir bei der Niederlassung des Herrn Latour. Da sind sein Haus, sein Magazin, sein

Holzschuppen, seine Sägemühle, bebautes Land, Stallungen für Pferde und Kühe; er hat 40 Pferde. Der Bischof hielt daselbst eine kurze Ansprache an die Arbeiter, in welcher er unter anderem sagte: „Wenn die Menschen eure harte Arbeit im Dunkel der Wälder nicht sehen, so sieht doch das Auge Gottes euch überall, und seine Güte führt Rechnung über eure Geduld und eure Verdienste, um euch den Lohn dereinst zu geben.“

Wir setzten unsere Fahrt fort. Auf dem Vorderrtheile des Dampfers sitzend, bewunderten wir die Landschaft. Vom Ausflusse bis zur Missionsstation, d. h. auf eine Strecke von 16 bis 17 Stunden, macht der See eher den Eindruck eines majestätischen Stromes, der durchschnittlich eine bis zwei Meilen breit ist; weiter aufwärts wird aber die Breite viel bedeutender und beträgt sieben bis acht Meilen. Die Bergketten, zwischen denen er liegt, laufen von Südwest nach Nordost, während seine Richtung sich gerade von Nord nach Süd erstreckt; so schneidet er jene Ketten in spitzen und stumpfen Winkeln, wodurch die Scenerie eine Menge herrlicher Punkte erhält. In der Ferne erblickt man sieben oder acht kuppelförmige Berge, die in schönen Abständen hintereinander liegen und durch bald größere, bald kleinere Uferbuchten von einander getrennt sind. Zur Seite hat eine gewaltige Umrwälzung stattgefunden; da starren steile Felswände mehrere Hundert Fuß hoch empor. Ich darf hier nicht übergehen, daß soeben eine Commission der Regierung damit beschäftigt ist, einen weitgehenden, kühnen Plan unseres P. Paradis zu prüfen. Derselbe hat nämlich den Vorschlag gemacht, den See 22 Fuß tiefer zu legen, wodurch die Stromschnellen beseitigt und der Schifffahrt eine Straße von 106 Meilen Länge bis an das Ende des Temiscaming und noch 30 Meilen weiter auf dem Weißen Flusse eröffnet würde. Eine kurze Bahnlinie von sieben Meilen würde dann diese schiffbare Strecke mit der neuen Canada-Pacificbahn in Mattawan verbinden und so Tausende von Acres fruchtbaren Landes, das bis jetzt unbenutzt liegt, dem Anbau erschließen.

Am 15. Juni um zwei Uhr Nachmittags gab der Dampfer mit einem schrillen Piffen das Zeichen zur Abfahrt. Die Patres, die Kaufleute, das ganze Volk hatte sich zum Abschiede am Ufer versammelt. Je höher wir jetzt den See hinauffahren, desto weiter traten seine Ufer zurück, desto niedriger wurden die Berge. An seinem obern Ende haben sich etwa 20 Familien angesiedelt; Wilde, Metizen und Weiße haben ihre Wohnungen daselbst gebaut und mit dem Roden des Bodens begonnen. „Civilisation! Was heißt das: Civilisation?“ fragte ein Indianer vom Abbitibisee, der niemals seinen Urwald verlassen hatte, einen Indianer vom Temiscaming. „Ha!“ sagte dieser stolz, „Civilisation — was das ist? Das kann man am obern Ende unseres Sees sehen, wo so viele Häuser stehen, daß man nicht weiß, wie man zwischen ihnen durchkommen soll.“

Auf einem kleinen Vorgebirge im Einflusse des Ottawa erwartete uns Herr Mac-Bride, einer der ältesten Ansiedler der Gegend, und die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, Alles in Allem 75 Seelen, um den Bischof zu begrüßen. Sie hatten den Platz geziert und einen Altar aufgeschlagen; aber leider konnte der Bischof daselbst nicht celebrieren, da die heiligen Gefäße schon nach Abbitibi vorausgeschickt waren. M^{rs}. Lorrain mußte sich also begnügen, einige Worte der Erbauung an die Versammlung zu richten. Der Dampfer brachte uns bis an die erste Stromschnelle der sogen. Quinze.

Wir befinden uns in einem weiten, des Anbaues fähigen Lande, wo nicht nur kleine Strecken, nein, ganze Provinzen, ein

ganzes Reich fruchtbaren Bodens sich findet. Der Reisende, welcher von Pembroke an zwischen Oneis- und Granitfelsen den Ottawa hinauffährt, bildet sich nur zu leicht die falsche Vorstellung, diese nackte Bergwelt erstreckte sich bis zum Nordpol hinauf, und wenn er bewundernd die Ufer des Temiscaming betrachtet, welche der Schweiz würdig sind, so ahnt er nicht, daß nur wenige Meilen landeinwärts sich ein ebener Boden findet, der ebenso fruchtbar und leicht zu bebauen ist, wie das Land um Montreal. Vom „Siebenstundensee“ am Ottawa, unterhalb des Long-Sault, bis Penikam am Temiscaming erstreckt sich ein breiter, ebener, mit Wald bestandener Erdschrich, dessen Boden aus Pflanzenerde und Lehm besteht. Auch der Montrealfluß, der größte Zufluß des Temiscamingsees, der sich etwa zwölf Meilen unterhalb der Mission in den See ergießt, bietet an seinem 120 Meilen langen Laufe viele der Ansiedelung sehr günstige Uferstellen. Das Land zwischen dem Montrealfluße und dem Weißen Flusse hat wiederum manche fruchtbare Thäler mit Lehm Boden. Das Paradies des Temiscaming findet sich aber an seinem obern Ende. Da haben die Ufer kaum eine Höhe von 50 Fuß, und so weit das Auge reicht, sieht es keinen Berg. Die fruchtbare Ebene, welche mit Ahorn, Eichen, Kufsbäumen und Kistern bedeckt ist und vom Weißen Flusse durchströmt wird, mißt mehr als 600 englische Quadratmeilen; sie umfaßt den Grund und Boden von zwölf Gemeinden, jede zu 32 000 Acres. Der angeschwemmte Boden an der Mündung des Weißen und des Fischotterflusses liefert vorzügliches Heu. Auch das Seeufer ist auf große Strecken hin fruchtbar, und wenn der Plan des P. Paradis von der Tiefselegung des Sees gelingt, so werden noch viele Hundert Acres günstigen Erdreichs gewonnen werden. Am Seeufer liegen die beiden Gemeinden (townships) Guigues und Duhamel, welche bereits ausgemessen sind. Die Schwierigkeiten, welche sich vorläufig der Colonisation dieses schönen Landes entgegenstellen, sind zunächst die ungenügenden Zugangsstraßen und dann noch mehr das Vorurtheil, welches ein gefährlicheres Hinderniß ist, als eine hohe Vergeltete.

Aber ist denn das Klima da droben nicht gar zu rauh? Man bemerkt, daß wir hier südlicher liegen, als der St.-Johns-See, und daß ferner das Klima hier um so milder wird, je mehr man nach Westen kommt. Das Frühjahr beginnt am Temiscaming ebenso früh als in Three Rivers, und der Herbst endet nicht früher. Die Erfahrung von 15 Jahren ist günstig. Es gibt etwa 20 Bauernhöfe am See, die Missionäre selbst bebauen einige Hundert Acres, und noch nie hat man sich beklagt, daß der Frost dem Weizen oder dem übrigen Getreide geschadet habe, wenn man die Aussaat nur zur rechten Zeit bestellte. Auch die Preise waren nicht übel; für den Weizen löste man per Minot (1 Minot = 39 Liter) 62 Fr. 50 Ct., für den Hafer 25 Fr. für eine Tonne (20 Centner) Heu 875 Fr.“

2. In den Stromschnellen des Ottawa.

„Am 16. Juni brachen wir in aller Frühe auf; denn es stand uns eine schwierige Tagereise bevor. Die Stromschnelle der „Quinze“ (15) hat wohl 14 englische Meilen Länge; fünfzehnmal muß man aussteigen und Gepäck sammt Kahn über Land tragen, oft nur einige Hundert Schritte, einmal aber eine volle Meile weit. Wo die Strömung es erlaubt, wollen uns die Indianer nicht an's Land steigen lassen, sondern ziehen uns stromaufwärts durch die schäumenden Wellen. Wir reisen dann, wie in alten Zeiten die Götter Griechenlands, von fünf Del-

phinen gezogen. Wissen Sie, wie das Hinauftauen vor sich geht? Unsere Leute spannen sich, einer hinter dem andern, an ein langes Tau und laufen damit längs des Ufers, springen von Stein zu Stein, klettern über umgestürzte Bäume, brechen sich Bahn durch Dornestrüpp, während zwei von ihnen im Rahne bleiben und mit Rudern und langen Stangen das Schifflein im tiefen Wasser halten, wohl auf ihrer Hut, daß es nicht an den Felsblöcken zerschelle. Beihmal des Tages müssen sie in's Wasser springen, oft bis über den Gürtel; aber sie machen sich nichts draus, wenn sie sich nur am Abende bei einem guten Feuer wieder trocken und mit einigen Tassen heißen Thees erwärmen können.

Wenn uns die Stromschnelle der „Quinze“ große Anstrengungen auferlegte, so belohnte sie uns andererseits durch schöne, wechselvolle Landschaftsbilder. Bald ist es der Anblick

eines Wildbaches, der im Bogen eine gewaltige Wassermasse schäumend und tosend und weiße Schaumflocken aufsprühend in eine Felsenkluft hinabschleudert; bald sind es die Wogen des Flusses, die, von entgegengesetzten Strömungen gejagt, sich verfolgen und fliehen und wieder treffen und in toller Jagd überstürzen und bekämpfen und Kreise ziehen und gefährliche Wirbel bilden; bald erfreut uns das Wellenspiel der rasch hinschießenden Gewässer in tausend wechselnden Formen — hier nur leicht gekräuselt, dort schon tiefer gefurcht, dann in schaumgekrönten Wellen und brausenden Wogen, die ihren Gisch in blizenden Tropfen über die Fluth hinpeitschen, gewaltig, von den Launen der Strömung getrieben und in wahnsinniger Hast von Felsblock zu Felsblock stürzend. Dann erweitert der Fluß wiederum sein Bett, sammelt seine Wasser und läßt sie zwischen



Mattawan am Ottawafusse.

reizenden Ufern einen friedlichen Spiegel bilden, um ein wenig weiter unten sein tolles und lärmendes Spiel aufs Neue zu beginnen. So strömt der Ottawa vom See der Quinze über eine ganze Reihe von Staffeln in den Temiscamingsee hinab; auf jeder Staffel ruht er sich aus, bildet friedliche Teiche, theilt sich in zahllose Bäche, umschmeichelt in tragem Laufe die vielgestaltigen Ufer einer Unmasse von Inseln, schmiegelt sich in tiefe, versteckte Buchten, schlummert unter ihrem Laubbache und entschließt sich endlich, eine Stufe tiefer hinabzusteigen, bis er endlich mit Schaum bedeckt in einem Laufe von fünf Stunden den Boden des 200 Fuß hohen Amphitheaters erreicht hat.

Die Geduld und Geschicklichkeit unserer Indianer konnten wir nicht genug bewundern. Ihrer drei nehmen das Canoe auf die Schultern, wobei sie ihren Ueberrock, zu einer Art Kissen

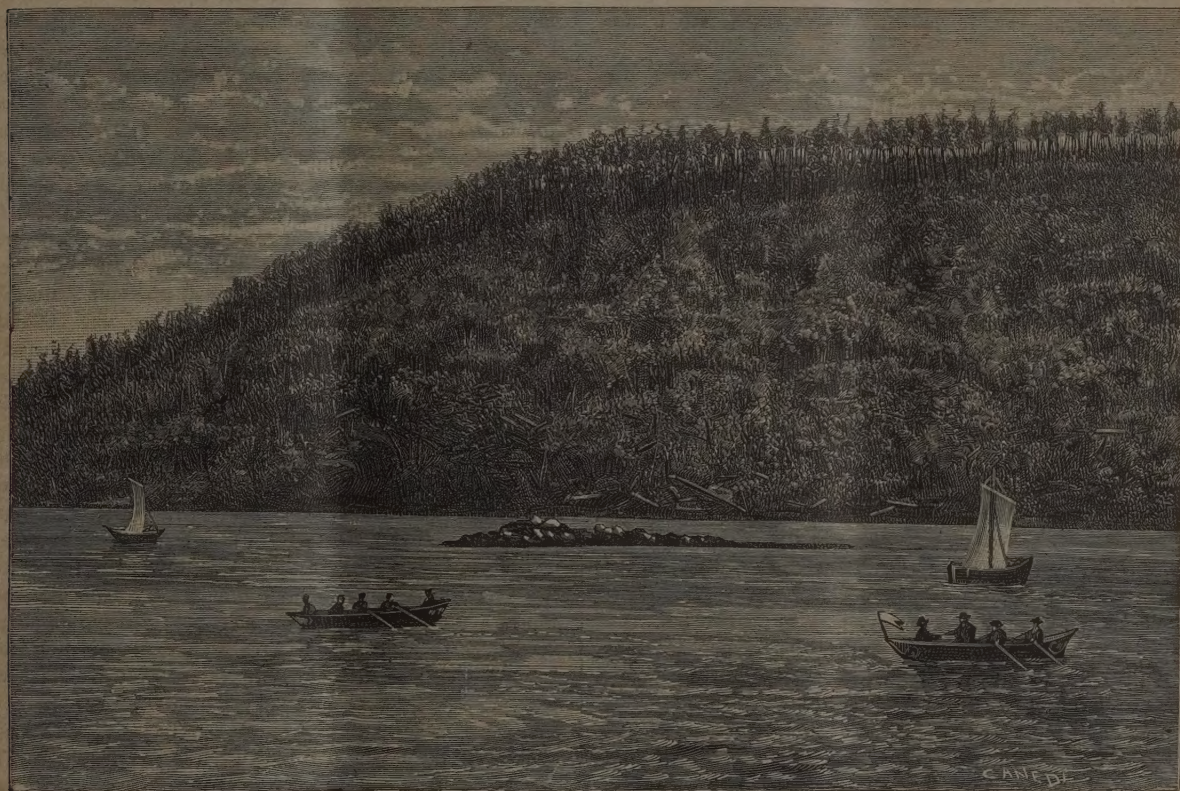
zusammengerollt, unter die Last schieben. Das Fahrzeug wiegt nahezu fünf Centner; zwei tragen vorne, einer hinten. So ging es durch den Wald, oft auf engem, steinigem, steilem Pfade bergauf und bergab, wo wir Mühe hatten, auch ohne alles Gepäc durchzukommen, welches die beiden andern Indianer trugen. Sie legen sich einen breiten Lederriemen um die Stirne, daran ist mit Riemen ein Tragbrett befestigt, das auf dem Kreuze ruht, und auf dieses Brett oder Käßchen legen sie das Gepäc, Stück auf Stück. Wie Maulthiere beladen, schleppten sie sich durch die schwierigen Wege, und da unser Gepäc zu bedeutend war, als daß sie es auf einmal hätten mitnehmen können, mußten sie bei jeder Tragstelle wieder zurückgehen und den Weg zweimal machen. Trotzdem waren sie immer munter, zufrieden und guter Dinge; nie hörte man einen Fluch oder ein ungedulbiges

Wort von ihren Lippen. Wie sehr wäre zu wünschen, daß mancher Weise dieses Beispiel der Wilden nachahmte!

An der Tragstelle „Kinebit“ (d. h. Matter) begegneten wir einer Indianerfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und sechs Kindern, deren ältestes ein 18jähriges Mädchen, das jüngste ein erst zweijähriges, noch fest auf das Wiegenbrett geschnalltes Kind war. Sie sahen gut aus, ohne schön zu sein, waren anständig gekleidet und trugen zum Theil Stroh Hüte, welche sie sich beim nächsten Fort gekauft hatten und auf welche sie nicht wenig stolz schienen, namentlich das ältere Mädchen mit seinem buntfarbigen Hute. Der Vater trug nur ein Tuch um den Kopf gewickelt, und die zwei kleineren Kinder hatten statt einer Kopfbedeckung ein Strubelhaar, würdig eines Absalon. Die Algonkin-Indianer können l, r, f und v nicht aussprechen, daher

die sonderbaren Verstümmelungen in den Namen des folgenden Gespräches:

„Kitschi (mein Freund), wie heißt du?“ — „Bon Kanijsi“ (Paul der Zweite). — „Wie heißt deine Frau?“ — „Marianne Nikowe“ (Marianne Cypressenweib). — „Deine Tochter mit dem schönen Hute?“ — „Cecine“ (Cécilie) u. s. w. — „Wo wohnt ihr?“ — „Am Großen Wasser, 300 Meilen von hier“ (an der Hudsonsbai). — „Wo wollt ihr hin?“ — „Nach dem Temiscaming.“ — „Weshalb?“ — „Um den Aimaic Ganawabite (den Wächter des Gebets, d. h. den Bischof) zu sehen.“ — Da kann man wahrhaft sagen: Das ist ein Glaube, der Berge versetzt! Denn über wie viele Berge mußten sie steigen, wie viele Strapazen ausstehen, um ihren Bischof während der Zeit einer Messe zu sehen und seinen Segen zu empfangen! Der



Der Ottawa bei Mattawan.

Bischof richtete Worte voll Liebe an diese guten Leute und schenkte jedem eine Medaille; fünf Minuten später hatten sie sich dieselben schon um den Hals gehängt. Auch gab er ihnen einige Stücklein Zucker; sie wurden nicht müde, „migwete, migwete“ (danke, danke) zu sagen. Ich schenkte dem Manne drei Cigarren; sofort gab er eine davon ganz ritterlich seiner lieben Ehehälfte. Ich glaube nicht, daß er das gethan hätte, bevor er Christ war; die Weiber waren bei den Indianern zu sehr verachtet, und die Selbstsucht würde ihm gerathen haben: behalte sie für dich selber. Ich fragte die beiden ältesten Töchter und den zehnjährigen Knaben, ob sie auch schon rauchten. Sie schmunzelten und bejahten es; so gab ich ihnen denn ebenfalls eine „Tenebitinkasote nassema“, d. h. gerollter Tabak (Cigarre), und sie begannen sofort den angenehmen Rauch zu verkosten. Um sich

dankebar zu beweisen, folgten sie uns fünf oder sechs Tragstellen und schlepten, im Gänsemarsch hintereinander schreitend, unser Gepäck. Das sechsjährige Kind schloß den Zug; es hatte auf seinem Rücken das auf sein Wiegenbrett geschnallte Brüderchen zu tragen.

Diese guten Leute haben kein anderes Eigenthum, als ein Canoe, ein Zelt, einen Wasserkessel, eine Flinte, einiges Holzgeräthe und einige Kästchen aus Birkenrinde, und dennoch sehen sie ganz vergnügt und zufrieden aus. Ich glaube nicht, daß sie ihr Leben mit den Sorgen der Großen dieser Welt vertauschen würden. Ihre Flinte erlegt das Wild im Walde, ihre Angel zieht den Fisch aus den Fluthen, und derjenige, welcher die Vögel des Himmels nährt, läßt auch seine Kinder in der Wildniß nicht Hungers sterben.“

(Fortsetzung folgt.)

Japan und die Japanesen.

(Ein Culturbild. — Fortsetzung.)

2. Stamm und Sprache.

Zwei Nationen bewohnen das Reich des Mikado, geschieden durch Wohnort und Sprache; geschieden auch durch Abstammung, wenngleich es annoch strittig ist, wie nah oder fern sie blutsverwandt sind. Auf Nippon wohnen die eigentlichen Japaner und auf Jezo ein eigenthümliches Volk, die Ainos. In ihnen und den Japanesen ist der Unterschied zwischen einem Naturvolk und einem Culturvolk scharf ausgeprägt. Dort weist sich alles, was den Menschen vom Thiere im äußern Leben unterscheidet, in niedriger Stufe auf: Werkzeuge und Wortsprache, häusliches Leben und religiöser Sinn; bei den Japanesen hingegen kam es zu hoher Entwicklung und hervorragender Bedeutung.

Daher werden die Ainos von den Japanern auch nur „zottige Barbaren“ genannt. Im vollen Gegensatz zu diesen zeichnen jene sich durch so üppigen Haarwuchs aus, daß sie in den Ruf wahrer Waldmenschen kamen. Und weit entfernt von der niedrigsten Culturstufe sind sie auch nicht. Ihre merkwürdige, bisher wenig erforschte Sprache hat keine Schriftzeichen, daher keine Schriftdenkmäler. Sie entbehren aller Musikinstrumente, kennen aber immerhin rauhe und rohe Gesänge, in denen menschlich warme Gefühle zum Ausdruck kommen. Sie singen z. B.: „Der See, die uns nährt, und dem Walde, der uns beschützt, entbieten wir unseren tiefgefühlten Dank! Ihr seid wie zwei Mütter, die dasselbe Kind ernähren. Grollt uns nicht, wenn wir die eine verlassen, um uns der andern zuzuwenden.“ Die See und der Wald sind durchaus ihre Heimath, Fischerei und Jagd ihr ehrlicher Lebenserwerb und ihr einziges Lebensinteresse.

Ihre Wohnungen sind niedere Wirsenhütten mit einem einzigen Raume: Wohn- und Schlaf- und Esszimmer für Mann und Frau, Herren und Diener. Ein einziges Loch in den Wänden dient zugleich als Fenster und Thür; eine einzige Luke im Dach zur Lüftung und zum Abzug des Rauches. Inmitten dieses Raumes steht der Herd; darüber sind gewaltige Haken, an denen Wildbret und Fische hangen. Der ganze Hausrath besteht in einem großen Kessel mit Kobbenfett; weder Tische noch Betten finden sich auf dem mit groben Matten bedeckten, festgestampften nackten Erbboden. Aber grimmige Wolfsköpfe und weitläufige Hirschgeweihe fehlen an keiner Wand. Zahlreiche Felle von Zobel und Fuchs, Wolf, Hirsch und Bär liegen herum, während vor dem Hause von aufgespießten Hirsch- und Bärenköpfen ein Zaun gemacht wird, hinter dem die Fischereigeräthe, Harpunen und Netze aufbewahrt werden. Vom Kalender haben die Ainos keine Ahnung. Wird einer nach seinem Alter gefragt, dann weiß er gar keinen Bescheid, oder er gibt in heiläufiger Schätzung an, wie oft er den Winterschnee fallen, bleiben und gehen sah. Im Uebrigen kennen sie keine Berechnung der Zeit, außer von einem Hirschtreiben oder von einem Walfischfang zum andern.

Ueber die Zahl der Ainos findet man sehr verschiedene Angaben; die amtlichen Berichte des statistischen Bureau's von Tokio zählten 1881 16 933 Kinder dieses Stammes. Dergleichen herrscht bunte Meinungsverschiedenheit über die Abstammung der Bewohner Jezo's. Man hat sich bisher nur

dahin geeinigt, sie weder für Mongolen noch für Papuanen zu erklären. Ueber das gebachte Eiland haben wir im ersten Artikel zur geographischen Feststellung das Nöthigste gesagt. Von Tokio kommend, landet man in Hakodate. Kühn ist diese Stadt auf ein Vorgebirge hingebaut, das über eine Meerenge und zwei Meerespiegel hinsieht. Die Lage des Felsens wie die Fernsicht von demselben sind mit Gibraltar verglichen worden. Vom Hafen Osarunai und der Stadt Hakodate führt eine prachtvolle Hochstraße nach der Hauptstadt Sapporo oder Sapporo. 1878 war es noch die einzige Straße Jezo's. Einer japanischen Zeitung zufolge wuchs Sapporo innerhalb dreier Jahre aus öder Waldwildniß zu einer Stadt von 800 Häusern. Seit 1881 schnaubt das Dampfroß auch durch diesen verlassenenen Erdenwinkel vom Hafen zur Hauptstadt und zu den Kohlengruben von Borunai. Nicht bloß für Kohlenhändler ist Jezo interessant, weit mehr noch für den Jägersmann. Seiner harren dort herrliche Tage. Er verläßt bald Straße und Schienenweg, begleitet von einem Dolmetsch, welcher der Sprache mächtig, und einem Diener, der des Kochens kundig ist, alle drei auf ausdauernden Jezo-Pony's. Der dichte und bunte Forst verheißt herrliche Jagdabenteuer. Man ist mit Sattelzeug und Lagerzelt versehen, hat weder das Moskito-Netz noch auch das Insectenpulver vergessen. Das wichtigste Reisegepäck aber sind ein paar gut eingeschlossene Flinten und zahlreiche Blechbüchsen mit Conserven. Nun beginnen endlose Streifzüge durch den düstern Hochwald, in welchem der Ernst des Nordens immer mehr zur Geltung kommt. Man kann solche Züge tagelang fortsetzen, ohne auch nur irgend etwas gewahr zu werden, was an Menschen erinnert; aber zahllose Hirschsährten und Spuren von Wölfen und Bären sieht man allenthalben. Es ist ein wahres Paradies für Jäger. Weder Norwegen noch Lithauen, weder die Karpaten noch die Prairien Amerika's können Aehnliches bieten. Kommt der Jäger schließlich an ein Ainodorf, so wird er herzlich empfangen. Ein mächtiger Bollbart führt ihn wirksamer ein, als alle Empfehlungsschreiben oder Pässe. Doch wird man nicht allsogleich vorgelassen. Erst muß die Hütte mit besseren Matten belegt werden, und dann folgt der Empfang mit einiger Feierlichkeit. Das Gespräch läßt sich insgemein ganz homerisch an. „Wer und woher der Männer? Wo haust du? wo die Erzeuger?“ Die patriarchalische Würde schlägt aber bald beim Anblick von so viel Fremdartigem in kindische Neugierde und verblüfftes Staunen um. Kleinigkeiten finden maßlose Bewunderung, und als ein Europäer in solcher Lage einst die beiden goldenen Deckel seiner Uhr aufspringen ließ und die Lichtblitze nach allen Seiten spielten, da kam es zu förmlicher Anbetung! Die jungen Ainos sind gern bereit, Europäer auf ihren Jagden zu begleiten. Als geborene Jäger leisten sie treffliche Dienste; nicht nur weil ihnen viel waghalsiger Muth im Blut steckt, sondern auch darum, weil ihr Gesicht, Gehör, Geruch sie zu ausgezeichneten Fährtesuchern und Spurfolgern befähigt. Nichts entgeht ihrem Spüren: Richtung und Bruch geknickter Aeste, die Rißfläche angenagter Blätter, wie der Eindruck der Fährte geschah, in welchem Grade diese bereits sandverweht ist — derlei Geringfügigkeiten geben ihnen Anlaß zu scharfsinnigen Vermuthungen über die Lebensgewohnheiten des gepirschten Bären oder des Hirsches.

Die eigene Art der Ainos, den Hirsch zu jagen, kann aber keinem Waidmann gefallen. Die Schneemassen der Winterzeit treiben nämlich ein Hochwildbrudel nach dem andern zur milderen Meeresküste hin. Sobald man im Dorfe dessen gewahr wird, beginnt eine Treibjagd, welche die armen Thiere in's Meer drängt, um sie wie junge Katzen oder Hunde zu ersäufen. Die Fluthwelle treibt die todtten Thiere wieder an den Strand. Häute und Geweihe werden aufgehoben oder verkauft. Hakodate führt jährlich an die 30 000 Hirschgeweihe aus. Aber was ein köstlicher Hirschbraten werden könnte, das bleibt zu freier Benutzung für Bären und Wölfe. Das Verhältniß der Ainos zu den Bären ist in der That sonderbar; im sogen. Bärenfest erreicht die Sonderbarkeit ihren Höhepunkt. Als kostbare Beute und gefährlicher Nachbar ist der Bär dem Tode geweiht, daneben wird ihm jedoch abergläubische, religiöse Verehrung zu Theil. Jedesmal, wenn er erlegt wird, halten die Ainos eine Sühnung für nöthig und speien den Kopf des erschlagenen Gottes an der Ostseite des Hauses, wo die Götter angebetet werden, auf. Das Bärenfest besteht der Hauptsache nach in der Tödtung eines jungen Bären, zu welcher alle Nachbarschaft eingeladen wird, damit bei solcher Gelegenheit die Männer sich maßlos antrinken und die Weiber sich weiblich austanzen. Der Festgeber hat nämlich vor längerer Zeit ein Bärenjunges gefangen, und seine Frau hat solches großgezogen. Nun ist es so stark geworden, daß die Käfigstangen demnächst den Ausbrüchen seines jugendlichen Muthwillens kein Hinderniß mehr bereiten können. Dann ergehen die Einladungen. Alles kleidet sich festlich. Abenteuerliche Kostüme kommen zum Vorschein. Ein alter Aino mit weißem Haar erscheint im Schleppkleid einer japanischen Theaterprinzessin. Der vielspindige Kopfschuß, den die Männer bei dieser Gelegenheit tragen, besteht in einem Turban aus Rebenrinde, mit Holzschnitzereien und Bärenklauen geschmückt. Die Schätze des Hauses sind ausgestellt: verrostete Schwerter, plumpe Schmuckachen, vor Allem gewaltige Trintgeschirre. Und daß diese nicht bloß zum Ansehen da sind, beweist ein ganzer Teich von Reisbranntwein, der mit vereinten Kräften trockengelegt werden soll. Bald geht man an's Werk. Vor jedem Trunk wird ein Trankopfer dargebracht, was bei den Männern eine recht verwickelte Ceremonie zu sein scheint. Aber viele Uebung im Trunke macht dann eben auch den Meister im Trankopferdarbringen. Das der Frauen ist viel einfacher; sie streichen nämlich bloß mit dem Zeigefinger einmal unter der Nase her. Nun hat auch schon des jungen Bären Stunde geschlagen. Es beginnt ein feierliches Tanzen um den Bärenkäfig. Den alten Frauen, welche schon manchen kleinen Peh aufgezogen haben, geht die Sache zu Herzen. Sie schluchzen und wollen ihm mit Liebkosungen kommen; er legt aber dafür wenig Verständnis an den Tag. Das junge Volk jedoch gränt sich wenig um den Ernst des Menschen- und Bärenlebens; tanzend jauchzt es einen eintönigen Festgesang: *Hussa hussa, hella hella, hussa hussa he!* Nun fängt der muthigste der jungen Ainos den Bären ein; an einem Stricke wird er unter fortgesetztem Schreien um die Hütte geführt und endlich in mehr als spießbürgerlicher Weise hingerichtet. Die Männer drücken ihn nämlich unter einem Brette todt, während die Frauen auf besagte Männer kräftig losschlagen, um ihrer Entrüstung ob solcher Grausamkeit Ausdruck zu geben. Ist das Thier todt, dann wird es mit einem Köcher behangen und mit einem Schwert umgürtet. Ist es eine Bärin gewesen, so schmückt man sie noch obendrein mit Ohrgehängen und legt ihr ein Medaillon

um den Hals. Darauf setzt man dem todtten Thier einen Hirschfuchsen vor, der mit Fischöl begossen ist. Dann beginnt wieder rastloses Tanzen und tapferes Rechen, was am folgenden Tage bei der Ausweidung des Bären von Neuem anhebt. Wir lassen nun die Ainos sich von den Anstrengungen des Bärenfestes erholen und wenden uns von diesem Naturvolk zum Kulturvolk Japans.

Man hat alle Merkmale, auf die hin wir über die Verwandtschaft und Abstammung der Völker belehrt werden: die Schädelweite und Behaarung, Gesichtsbildung, Hautfarbe, Knochenbau, an den Japanern oft und sorgfältig untersucht, ohne völlig übereinstimmende Beobachtungen zu erzielen, und ohne es zu ziemlich allgemein angenommenen Ergebnissen zu bringen. Gute Bürgschaft für Zuverlässigkeit scheinen die bereits angeführten Angaben von Professor Baelz zu bieten. Japans Urbevölkerung waren die Emishi, den Ainos nahe verwandt. Zum Theil wurden sie von den vordrängenden mongolischen Völkern verdrängt, zum Theil gingen sie in ihnen auf. Den heutigen Japanern gibt Baelz einen dreifachen Ursprung und unterscheidet in ihnen als vorherrschend zweierlei Typus. Als die drei Wurzeln ihres Stammbaumes nennt er: 1) die Ainos, mit sehr geringer Betheiligung; 2) einen den Mongolen verwandten Stamm, der bessern Klasse der Chinesen und Koreaner ähnlich; 3) einen deutlich malayenähnlichen Stamm, der in Kjusiu zuerst sich angesiedelt haben muß und heute in der großen Mehrzahl der Japanesen seine Spuren aufweist. Der von Baelz u. a. aufgestellte Doppeltypus von äußerst auffälliger Verschiedenheit erklärt die alle älteren Reiseberichte beherrschende Verwirrung. Ein Gelehrter ist der Ansicht, man könne es dem Japaner buchstäblich an der Nase ansehen, welcher Typus in ihm verkörpert sei, der mehr mongolische der vornehmen Leute, oder der stark malayische des Volkes von Japan. Erstere haben gewöhnlich eine Adlernase, die Malayenkinde eine übermäßige Stumpfnase oder eine plattgedrückte Quetschnase. Im Uebrigen scheint die Adlernase der vornehmste Vorzug der Vornehmen zu sein; denn sonst charakterisiren sich die Sprößlinge der Daïmios dadurch, daß sie hochbrüstig, zartknochig und muskelfarm, zur Schwindjucht geneigt, vielfach mit einem Wasserkopf behaftet sind, während der andere Typus, die Leute aus dem Volke, als kräftig und stark, ja derb, oft sogar als plump geschildert werden. (Vgl. das Bild „Japanische Typen“ S. 209.) Unter den Kulis, der Arbeiterbevölkerung, gibt es viele von wahrhaft athletischer Muskelbildung; die Männer haben zumeist ein langes Gesicht mit oft auffallend vorstehendem Jochbogen, flachem Oberkiefer, schiefen Augen. Der dicke Kopf sitzt tief in den Schultern; die Körpergröße ist unbedeutend, ihr Durchschnittsmaß beträgt bei den Männern 1,5 m, bei den Frauen weniger. Ihrer gebückten Haltung, ihres trippelnden und schlurfsen Ganges wegen sehen diese noch kleiner aus, als sie thatächlich sind; aufrechte Haltung, gemessenes Auserschreiten wird als Verstoß gegen gute Lebensart angesehen. Professor Baelz beschreibt den neugeborenen Mitado-unterthanen wie folgt: „Das japanische Kinder Gesicht bildet eine fast gleichmäßige halbkugelige Fläche, in deren fetter Rundung einige kleine Löcher sichtbar sind; nämlich zwei knopflochförmige Augen, zwei offen daliegende Naslöcher und ein kleiner Mund.“ Die Japaner altern insgemein früh. Der spärliche Haarwuchs lichtet sich, während die Jugendfrische des Antlitzes gar bald in bösen Falten und tiefen Furchen verschrumpft und verwelkt; nur dem Auge bleibt sein Feuer, und auch in höherem Alter

ist es selten, daß die Zähne ausfallen. Wie die Körpergröße, ist auch die Körperkraft nicht bedeutend, und wie ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Macht der Jahre gering ist, so ist auch gering ihre Leistungsfähigkeit an der Arbeit. Neben dem feuchtheißen Klima der Niederungen, wo vornehmlich schwere Arbeit verlangt wird, hält Wernich die ausschließliche Ernährung mit Reis für einen Hauptgrund der Körperschwäche. Die japanischen Frauen malen sich eifrigst, und nicht bloß, um die Spuren des Alters zu verwischen: denn schon an ganz kleinen Kindern wird unendliche Schminke verschwendet. Das tägliche Schwarzfärben der Zähne kommt gegenwärtig allgemach außer Gebrauch; dergleichen das Abschleeren der Augenbrauen nach der Hochzeit. Nie hat ein junger Kautasier seinen sprühenden Schnurrbart mit andächtigerer Sorgfalt behandelt, als die Japanesen es mit ihren Augenbrauen thun. Es wird ohne Ende daran herumrasirt, damit man es dahin bringe, „Gappi“ zu be-

kommen, d. h. Seidenschmetterlingsaugenbrauen, solche, die schmal sind wie die Fühler des Seidenschmetterlings. Die Vorliebe für das Tätowiren wird von dem Streben nach europäischer Gestattung nicht leicht völlig verbannt werden. Im Gegentheil wirkt sie sogar ansteckend, und oft genug haben schon weiße Seeleute während eines Hafenaufenthaltes sich einen rothen oder grünen Drachen anmalen lassen, um etwas Wohlfeiles und Dauerhaftes von der Reise nach Haus zu bringen.

Als einen hervorstechenden Zug im japanischen Volkscharakter rühmt Prof. Rein unerschöpfliche Munterkeit, die den gemeinen Mann auch bei der Arbeit, den Lastträger bei seinem Dienste nicht verläßt. Ebenso schreibt Freiherr von Hübner: „In Japan hat Alles ein munteres Aussehen. Alles lacht in diesem Lande: der Himmel, die Vegetation, die Menschen. Diese schwagen und scherzen fortwährend; sogar die Bettler suchen



Der Tokaido bei Yebbo.

durch allerlei Späße und Vermummungen Gelächter zu erregen und dadurch reichliche Almosen zu gewinnen. In Zeiten der Muße überläßt sich alle Welt den lustigsten Spielen, wie die Kinder. Großväter, Väter und Enkel unterhalten sich oft gleichzeitig und eifrig damit, einen phantastisch geschmückten Papierdrachen in die Luft steigen zu lassen; ja die Leute brennen sogar Feuerwerke bei helllichem Tage zu ihrer Belustigung ab.¹ Ein anderer Reisender findet die Eigenart der japanischen Welt im vollsten Gegensatz zu China, weil dort höchste Reinlichkeit und Zierlichkeit herrsche, taktvolles Gefühl für Schicklichkeit und Maßhaltung, unverkennbare Würde und Selbstachtung. Es fehlt indeß in Japan nicht an den Schattenseiten eines zwar

liebenswürdigen, aber leichtlebigen Temperamentes, an Zusammenhanglosigkeit der Kenntnisse, Oberflächlichkeit und Mangel an Ausdauer im Erwerben derselben, verschmitzter Verschlagenheit und sittlicher Trägheit. Feinsinnig sind die Beobachtungen eines hochgebildeten Franzosen. „Das Privatleben der Japaner gleicht dem politischen, wie es aus ihrer Geschichte zu erkennen ist, und beide gleichen den klimatischen Zügen des Landes. Lange Perioden der Ruhe und Schläfrigkeit wechseln mit plötzlichem Erwachen, mit ungefühen Ausbrüchen ab. Eine natürliche Gutmütigkeit wird unterbrochen durch heftige Stöße. Plötzlicher Aufschwung und plötzliches Erschlaffen folgen rasch aufeinander. Gleich dem Teifun und dem Erdbeben hat ihre Energie langen Schlaf und unordentliches Erwachen.“ So Bosquet.

Wir kommen auf den Nationalcharakter der Japaner, wie er sich im täglichen Treiben und Leben offenbart, zurück. Hier

¹ Es ist dieß übrigens ein besonderes Gebiet der Feuerwerkunst; die Wirkungen werden eben nicht durch Feuer, sondern durch Rauchsäulen in verschiedenen Farben und Figuren erreicht.

noch ein Wort über die Sprache derselben¹. Der gemeinsame Wohnsitz: die Heimath; gemeinsame Abstammung: verwandtes Blut; endlich gemeinsame Sprache: die Muttersprache — das sind die drei unzerreißbaren Bande, die jedes Volk umfassen. Wie der Typus in Japan doppelt, so ist auch die Sprache zweifach: die alte Landessprache, das Yamata, und das heutige Japanische, worin einiges Yamata mit sehr viel verändertem Chinesisch vermischt ist und einige Ueberreste der Ainosprache sich erhalten haben. Das Yamata spricht man nur mehr am Hof des Mikado. Die japanische Sprache, allem Kalten und Kahlen abhold, ist wohlklingend und farbenprächtig, bilderreich und blumenbunt. Sie eignet sich wenig für dürres Philosophiren, ist aber wie geschaffen für Dichter. Größer noch als auf die japanische Sprache, ist

der Einfluß des Chinesischen auf die japanische Schrift, während seit etwa zehn Jahren unsere Schreibart in Japan sich immer mehr ausbreitet. Wohl hat man vereinzelte Spuren japanischer Schriftzeichen, die älter sind als alle Zuthaten chinesischen Ursprungs; aber seit dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung etwa kam ein Sturm höherer Bildung aus dem Lande des Konfutsi über Nippon, und seitdem herrscht chinesische Schreibweise. Es sind gegenwärtig verschiedene Zeichengruppen in Gebrauch; „Alphabet“ kann man füglich nicht sagen, weil sie keine Buchstaben-, sondern eine Silbenschrift sind. „Katakana“ schreiben die Gelehrten; die Cursivschrift des gewöhnlichen Verkehrs ist das „Hirakana“. An die Stelle von Tinte und Feder tritt Farbe und Pinsel; man schreibt von rechts nach links und von oben nach abwärts. Unser



Japanische Typen.

Bild (S. 212) zeigt einen japanischen Schriftsteller in der eben beschriebenen Weise an der Arbeit. Er scheint schlecht aufgelegt, wie der klägliche Ausdruck seiner Miene andeutet. Ob er verlorene Gedanken oder ausgebliebene Einfälle sucht? Auch ihm mag der bekannte Stoßseufzer Emil Augiers von Herzen kommen: „Zimmer schriftstellern müssen! Täglich geistreich sein sollen! Kein Leser ahnt die Tiefenarbeit, die das ist!“

3. Volkswirtschaft.

Man pflanzt und pflegt zwar in Nippon vielerlei Obstkäuze: Kirschchen und Mispeln, Cactusfeigen und Weintrauben,

Kastanien und Kürbisse, Mandeln und Melonen; für die Volkswirtschaft und Volksernährung kommen jedoch zunächst die Feldfrüchte in Betracht. Auch da herrscht Mannigfaltigkeit. Wir finden Gerste und Weizen, Mohn und Bohnen, Hirse und Buchweizen, Hanf und Baumwolle. Die eigentlichen Culturpflanzen aber sind neben Bambus und Mais Tabak, Thee und vor Allem Reis, Reis ohne Ende. Der landwirtschaftliche Betrieb kennzeichnet sich namentlich dadurch, daß ziemlich kleine Grundstücke bebaut und zu höchstmöglichem Ertrag gebracht werden. Nicht wie das Ackerfeld, sondern weit eher wie der Gemüsegarten bei uns bestellt wird, so bearbeitet der Japaner seinen Grund, mit Haxe und Harke, Spaten und Zinkenhacke. Die Saatreihen stehen oft bis zu einem halben Meter von

¹ Literatur bei Benfay, Gesch. der Sprachwissenschaft, S. 754.

einander ab. Während die also gesäete Frucht heranreift, wird in den Zwischenräumen eine andere angebaut. Gemüse und Knollenfrüchte, so namentlich die bis zum 37. Parallellkreis gedeihende Batate, finden hierfür Verwendung. Nach dem Schnitt der Deckfrucht wird an deren Stelle zuweilen noch Buchweizen gesät, welcher in Mitteljapan nach zweieinhalb Monat ausgereift sein kann. So bringt man es zuweilen zu dreimaliger Ernte auf einem kleinen Ackerchen; aber die „Doppelernte auf jedem Feld“, von der manche Reisende sprachen, ist eine der vielen Uebertreibungen, an denen der Umstand schuld ist, daß die meistbereisten Gebiete des japanischen Landes weitaus die bestbestellten und reichstergiebigsten sind, und daß die schöne Außenseite den vorbeiziehenden Touristen leicht blendet, während der still beobachtende Forscher und Fachmann viel zurückhaltender sich ausdrückt.

Von sehr großem Einfluß auf die Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse ist natürlich der Umstand, daß Japan keine Viehzucht hat und deshalb die Landwirthe vielfach genöthigt sind, künstlichen Dünger zu brauchen. Man bereitet Compostdünger aus Häcksel und Reisstroh, alten Lappen und ausgedienten Strohbanden. Massenhaft läßt man Fische als Düngemittel verfaulen, und manche „Haoa“ (Graswiese) wird zu demselben Zwecke eingäsfert.

Die Bedeutung der Landwirthschaft für die Volksernährung wird dadurch erhöht, daß weitaus die meisten Japaner als Anhänger der Shinto-Religion und des Buddha auf Pflanzenkost beschränkt sind. Thee und Reis wechseln bei den Mahlzeiten mit Reis und Thee. Dazu etwas Obst, Gemüse, ein paar Schalthiere und Fische, am liebsten winzig kleine — das sind die Landesgerichte. Auch gegenwärtig, wo für die Küchenbedürfnisse der Fremden in den Vertragshäfen Schlachthäuser eingerichtet sind, hat noch kein Metzger eine ächte japanische Hausfrau als Käuferin in seinem Geschäft gesehen. Freilich scheinen es nicht alle übermäßig genau damit zu nehmen. Green wenigstens behauptet, seine Gäste hätten bei der Tafel dem fettesten Schweinebraten mit Freude zugesprochen, und das kann man doch wahrlich nicht ausschließlich vegetarische Kost nennen!

Der Thee gedeiht am besten zwischen dem 30. und 35. Breitengrad; die Westseite Japans, obwohl klimatisch minder begünstigt als die Ostseite, hat bis zum 39. Breitengrad Theesträucher von gutem Ertrag. Mit nachahmenswerther Ausnützung der kleinsten Grundparzelle wird die Theepflanzung häufig als Einfassungshecke an Rainen oder als Längshecke an den Wegen benützt. Auch steile und steinige Gelände, die der Sonne zugewendet sind, finden als Theebeete Verwerthung. Man hat drei Ernten: im März, Juni und September. Die Gegend von Kioto liefert vorzüglichsten grünen Thee, dessen Verwendung nach Amerika in den Häfen von Yokohama und Kōbe in Zunahme begriffen ist. Im Jahre 1884 betrug der Werth der Theeausfuhr 5 833 000 Yen, mehr als 24 Millionen Mark. Einige Bezirke haben das Vorrecht, den Theebedarf des Mikado zu decken. Dieser japanische Kaiserthee soll den Wohlgeruch auch der besten Sorten des chinesischen Thee's hinter sich lassen und alle an Wohlgeschmack übertreffen. Der Tag, an dem die Theeblätterernte anhebt, wird festlich begangen und der Beginn mit allerlei Feierlichkeiten eingeleitet; mit Musik zieht man in Procession hinaus, barfuß zwar, doch in neuen Kleidern. Als vor 1868 der Mikado noch als Schattenherrscher in Kioto residierte, schickte er seinem Vertreter, dem Taikun in Jeddo,

alljährlich eine große Kiste Kaiserthee. Sie ruhte auf einer Tragbahre, war mit seinem Zeug bedeckt, worin man das Wappen des Mikado eingewebt sah. Die Kiste durfte den Boden nicht berühren und mußte deshalb auf dem ganzen Wege, 80 deutsche Meilen lang, von einer Trägerschulter auf die andere gleiten.

Der Tabak von Satsuma und Kadsiki ist sehr berühmt und gibt ganz ausgezeichnete Deckblätter. 1876 ging eine große Zahl derselben nach Cuba, um dortigen Cigarren ein schönes Aussehen zu geben und sie als „ächte Havanna“ für den europäischen „Kenner“ zu beglaubigen. Man hat darüber gestritten, ob der Tabak ein urwüchsiger Japaner ist oder ob er mit den Portugiesen dahin kam. Satow hat unwiderleglich das Letztere bewiesen. In einer japanischen Familienchronik von 1607 schreibt ein Arzt Namens Saka in Nagasaki: „Neuerdings kommt ein Ding, Tobacco genannt, in Mode. Es soll aus Nankan (b. i. Portugal) stammen und besteht aus großen Blättern, die man zerschneidet, anzündet und deren Rauch man schluckt.“ Zwei Jahre später schreibt derselbe Chronist: „Alle Klassen der japanischen Gesellschaft belustigen sich mit Tobacco. Es soll ein Heilmittel für alle Krankheiten sein.“ Gegenwärtig rauchen Männer und Frauen unaufhörlich aus Miniaturpfeifen einen blonden, langhaarigen Rauchtabak, der dem Europäer viel zu flau ist.

Die Hälfte des in Japan bebauten Bodens ist von der Reiscultur in Anspruch genommen. Der Reis ernährt an 30 Millionen Japanesen, und die Regierung mußte sehr wohl, was sie that, als sie anfänglich die Ausfuhr von Reis verbot und so der sonst unfehlbaren Vertheuerung desselben zuvorkam. Die Zeit der Aussaat beginnt im Süden mit dem März, verschiebt sich gegen Norden hin bis Anfang Juni; dergleichen fängt die Ernte in Südjapan schon Anfangs September an, während man bereits bei Tokio bis Mitte November warten muß. Auch nimmt die Güte des Reises von Süden nach Norden ab.

Ein französischer Reisender beschreibt den Reiskbau wie folgt: „Die Japaner haben Flächen- und Hügelreis. Der letztere bedarf keiner Bewässerung; er wird unter den Sommerfrüchten auf hochgelegenen oder abschüssigen Feldern, aber nur in geringer Menge gebaut. Der erstere wächst in ebenen Thalgründen oder in sorgfältig nivellirten Becken, welche sich stufenförmig an den unteren Berghängen hinaufziehen, manchmal bis zu 600 Fuß über der Meeresfläche. Die regelmäßige Bewässerung wird aus Behältern bewirkt, welche an der höchsten Stelle der Thalebene oder auch auf dem Bergeshang, oft 600 bis 700 Fuß hoch, an platten, quellenreichen Plätzen liegen. Die Schleuse des Behälters, deren Pegel genau den Verbrauch anzeigt, steht gewöhnlich unter Aufsicht der Obrigkeit; sie wird nach Bedarf geöffnet, um das Wasser auf das oberste Feld und von da stufenweise durch eine Reihe von Schleusen auf die tiefer gelegenen zu leiten. Man hat es je nach dem Vorrath in der Gewalt, mehrere Acker zugleich oder einen nach dem anderen zu speisen. Wo die Bodenverhältnisse eine solche Anlage nicht zulassen, wird die Bewässerung durch Schöpfträder bewirkt. Im Winter liegen die Reisfelder zum großen Theile brach, und nur an wenigen Orten wird eine zweimalige Ernte gewonnen. Hier häuft man im Spätherbst die Erde in den Feldern streifenweise zu 3 Fuß breiten Beeten auf, die in querlaufenden Zeilen mit Frühgerste bestellt werden. Sie erheben sich bald als üppige Rasenbänke aus der Reissaat des überschwemmten Feldes und werden im

Anfang Juni abgeerntet. Darauf stürzt man den ganzen Acker um, ebnet ihn, und das durch die Stoppekn geblinnte Land wird von Neuem mit Reis bestellt; dieser bringt dann im Mai die zweite Ernte. Bei einmaliger Ernte beginnt die Bestellung im April; die Felder werden meistens umgegraben, selten umgepflügt. Der Boden ist durch die atmosphärischen Niederschläge und die künstliche Bewässerung tief durchweicht, oft ganz überschwemmt und die Arbeit sehr beschwerlich; beim Pflügen stecken Thiere (meist Büffel) und Menschen tief im Schlamm und Wasser. Frauen und Kinder schneiden unterdeß auf Rainen und Abhängen Gras und Kräuter, die in grünem Zustande auf die Acker gebracht und mit dem Schlamm Boden vermengt werden; sie versaulen in kurzer Zeit. Die Oberfläche wird geebnet, und schon nach 14 Tagen ist jede Spur des grünen Düngers verschwunden. Inzwischen hat man in den Ecken der Felder kleine Saatbeete angelegt, die sorgfältig umgegraben, gedüngt und mit einem niedrigen Damm umgeben werden; man kann sie je nach Erforderniß besonders überrieseln. Die Körner werden in flüssigen Dünger getaucht und sehr dicht gesät. Schon nach drei oder vier Tagen sprießen die jungen Pflanzen aus dem Boden und wachsen bei der warmen, feuchten Luft mit unglaublicher Schnelligkeit. Anfangs Juni beginnt bei Jeddo die Umpflanzung. Der Arbeiter nimmt ein Bündel Pflanzen unter den linken Arm und zerstreut sie, den Bedarf genau abmessend, auf das drei Zoll hoch mit Wasser bedeckte Feld; dort werden sie von anderen reihenweise in den schlammigen Boden gesteckt. In den ersten Tagen des Juli ist man mit der Umpflanzung fertig, und die Acker bedürfen nun keiner weiteren Pflege, außer daß man sie regelmäßig bewässert, den Boden zuweilen auflodert und das Unkraut zwischen den Reihen jätet. Gesät wird der Reis nur auf wenigen, ungünstig gelegenen Feldern, und er bringt dort im Vergleiche zu dem gepflanzten nur geringen Ertrag. Im November wird geerntet. Gewöhnlich streift man die Körner ab; auf einer einige Fuß hohen Holzwand ist eine hakenartige Reihe dichtstehender Zinken befestigt; der Arbeiter nimmt ein Bündel Pflanzen und zieht sie durch diesen Rechen; jenseits fallen die Körner nieder, diesseits das Stroh. Dann müssen die Körner von den Hülfsen befreit werden, und das geschieht in großen, nach unten verzüngten Holzmörsern, in welche umgekehrt kegelförmige, abgestumpfte Holzhämmer, die von Menschen oder Wasserkraft bewegt werden, niederfallen. Zuletzt schüttet man die Masse in ein trichterförmiges Gefäß, vor welchem der Arbeiter einen großen Fächer schwingt; der Luftzug verweht die Spreu, und die Körner fallen zu Boden. Dieß ist die gewöhnliche Art des Verfahrens; doch wird manchmal der Reis auf freiem Felde mit leichten Flegeln ausgedroschen.

Die Ernte hat einen argen Feind an dem bekannten Reispogel. Dichte Schwärme desselben fallen auf die mit Aeblen schwer belasteten Stengel und schreien und zappeln vor Begierde, zu plündern; ein hochinteressantes Schauspiel für den Vogelkenner, für den Landmann ein kläglicher Anblick. Man erfindet allerlei Mittel, die Räuber fernzuhalten oder zu verschrecken; man bringt Drehtreue mit Windmühlensflügeln an und mancherlei anderes. Hat sich dieß alles als unzulänglich erwiesen, dann bleibt noch eines übrig: ein aus Strohschnüren geflochtenes Netz, das ausgebreitet so groß ist, als das Reisfeld, wird, an hohen Stangen befestigt, über dem zu schützenden Terrain ausgespannt. In den Knotenpunkten des Geflechtes sind Strohwische als Anhängsel angebracht. So lange nun dieser ganze

Apparat in wellenförmiger Bewegung ist, wagt keiner der Räuber sich hindurch. An windstillen Tagen wird deßhalb ein Dorfjunge als Reispächter angestellt; er muß den ganzen lieben Tag an einer Schnur ziehen, die das Netz auf und nieder bewegt. Bietet ihm der Rand des Feldes keinen erhöhten Standort, dann setzt man ihn auf ein Brett und dieses auf ein paar hohe Bambusstäbe, und nun mag er seines räuberischen Amtes walten.

Die überschwänglichen Lobeserhebungen alles Japanischen und vorab der japanischen Bodenvirtschaft, wie sie in den ersten siebenziger Jahren gang und gäbe waren, sind in der letzten Zeit etwas aus der Mode gekommen. Mancherlei Enttäuschungen haben begeisterte Hoffnungen in bittere Erinnerungen verwandelt, weßhalb man nun auch ebenso übermäßigen Tadel zu lesen bekommt. Ein kundiger Fachmann, Dr. Liebscher, der als Agriculturchemiker bei der geologischen Aufnahme Japans mitgearbeitet hat, berichtete in seinem 1882 erschienenen Buch die beiderseitigen Uebertreibungen in dankenswerther Weise. Er ist ebenso empfänglich, wie andere Touristen, für den hohen landwirtschaftlichen und landwirtschaftlichen Reiz der reichbebauten Culturgebiete, welche in den besuchtesten Provinzen liegen und von den besuchtesten Straßen umrahmt sind. Hätte er nur diese gesehen, so würde er dem denkbar günstigsten Urtheil gerne zustimmen. Wer aber tief in das Landesinnere eindringt, der bemerkt nach Liebscher ein Doppeltes. Einmal endlose Strecken Brachboden, und sodann, sieht man auf die ursprünglich japanischen Verhältnisse, den vollständigen Mangel an Verkehrswegen und Verkehrsmitteln, die für volkswirtschaftliche Zwecke, d. h. für Productenaustausch und Waarenverkehr von gros brauchbar sind. Liebscher berechnet den Culturboden Japans auf $\frac{1}{3}$ neben $\frac{2}{3}$ unbauten Landes. Und da konnte man noch vor wenigen Jahren in wissenschaftlichen Werken lesen: „In Japan bleibt kein Stück Boden unbestellt.“¹ Es gibt weder Futterwiesen noch Hutweiden, weil die Viehzucht fehlt; es werden um der Nothwendigkeit des gartenmäßigen Betriebes willen und der hohen Steuern wegen nur kleine Parzellen bebaut; endlich liegt der Schwerpunkt der Landwirtschaft im Reisbau: auf 46 ha Reisland kommen aber 2000 ha zur Gewinnung von Grasaasche. Und doch nährt das Land nicht bloß sich selbst durch die Reiscultur, sondern führt, seit die entgegengesetzte Bestimmung aufgehoben ist, eine große Menge Reis aus: 1884 im Werth von 2 082 000 Yen. Es ist auch dieß eine Folge des Aufschwunges, den Japans Handel in unseren Tagen genommen hat. Unter den Ausfuhrgegenständen steht Rohseide obenan mit 11 Millionen Yen; dann folgt mit 9 600 000 Yen die Rubrik „verschiedene Waaren“, worunter alle die reichen Industrie-Erzeugnisse mitzuverstehen sind, von denen wir im nächsten Artikel handeln werden. Die Theerausfuhr ist schon oben mit 5 833 000 Yen angegeben und der Steinfohllexport steht auch noch über einer Million Yen. Es folgen dann zunächst Kupfer, gebörte Fische, Pflanzenwachs. Letzteres hat an Handelsbedeutung rasch zugenommen. Es wird aus dem Wachsaum (*Rhus succedaneum*) gewonnen und ist dem Bienenwachs so ähnlich, daß der älteste Bienenvater es von den Producten seiner Bienen nicht unterscheiden kann. Nennen wir noch Seidenwürmereier, Tabak und Kampfer, so haben wir alle Ausfuhrartikel des japanischen Handels aufgezählt, dessen Totalsumme im Jahre 1884 32 952 000 Yen erreicht hat und

¹ Andree, Welthandel Bb. II. S. 290.

den Werth der Einfuhr nicht zwar, wie 1882 und 1883, um mehr als 7 Millionen, doch immer um mehr als 2 Millionen übertraf. Man muß aber bedenken, daß Japans Handelsentwicklung eigentlich erst seit 20 Jahren im Zuge ist.

In der Geschichte des Welthandels wird eines der interessantesten Kapitel davon berichtet, wie dieser so lange an den Thoren Nippons pochte, bis sich die verriegelten Pforten aufthaten und die Reichthümer wie die Bedürfnisse des Landes im Weltmarkt aufgingen. Es verläuft wie eine Komödie in drei Akten. Der

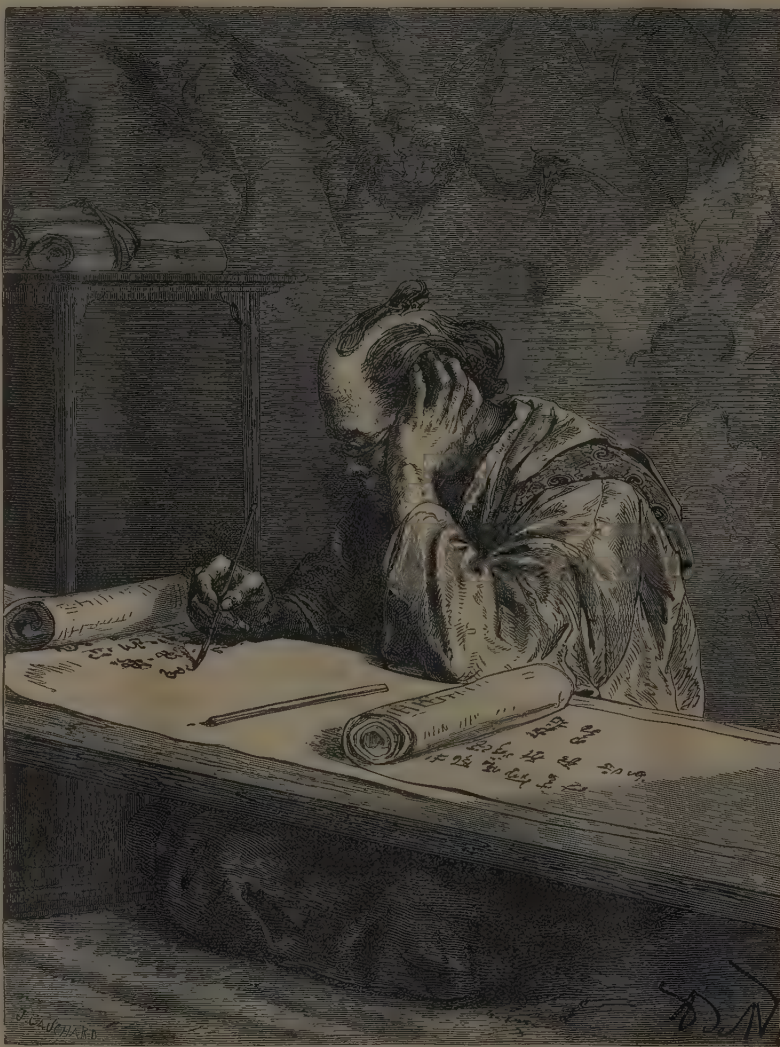
erste umfaßt beinahe 200 Jahre und hat fast gar keine Handlung. Nach der endgültigen Vertreibung der Portugiesen verschließt sich Japan vollständig für das Abendland und den Weltverkehr, und die großen Kaufherren können bloß mit begierigen, aber hoffnungslosen Blicken nach dem Sonnenaufgang reich spähen. Nur die Niederländer stehen mit dem Mikado reich in Verbindung; aber in wie kläglicher! Auf einer kleinen aufgeschütteten Insel bei Nagasaki, Deshima mit Namen, 516 holl. Fuß lang und 220 breit, hinter Mauern und Gräben liegt die Faktorei, ein paar Wohn- und Baarenhäuser. Dort dürfen sich vier Beamte, vier Schreiber und zwei Matrosen aufhalten, die in strengster Ueberwachung und ausnahmsloser Ab-

sperrung leben. An einem Tag des Jahres müssen sie dem Mikado Geschenke bringen, wie einen Tribut, und kaum ein Tag der Woche vergeht, wo sie nicht Demüthigungen und Placereien schlimmster Art zu bestehen haben. Es ist ihnen verwehrt, ihre Frauen von Europa nach Deshima mitzunehmen, und verboten, ihre Todten selbst zu begraben. Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts währten diese Zustände; alle Annäherungsversuche blieben entweder ohne Erfolg oder

hatten üble Folgen. Zwei Millionen Franken betrug der jährliche Umsatz zwischen Japan und Holland. Mit dem Jahre 1854 beginnt der zweite Akt unseres handelspolitischen Dramas. Die amerikanische Expedition Commodore Perry's schafft Wandel. Es folgt die Zeit der entschiedenen Werbung des Welthandels um Japans Ja-Wort. Freilich bekommt die Werbung durch Kriegsschiffe und Kanonenschlünde Nachdruck. Und Japan willigt ein. Vom 24. Februar 1855 ab, wo die Ratification des amerikanischen Vertrages statt hatte, folgen die Verträge

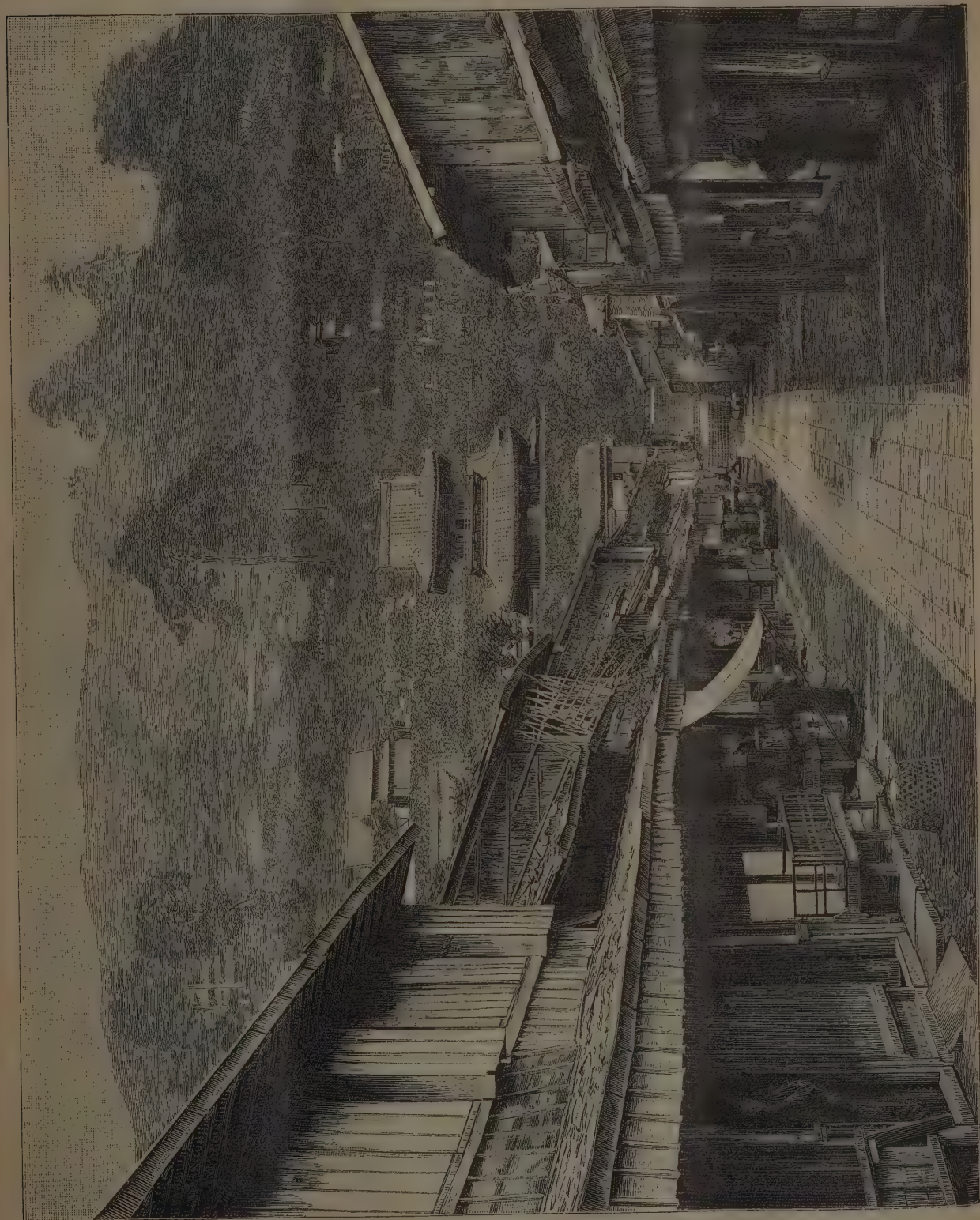
mit England 1854 und 1858, mit Holland 1855 und 1856, mit Rußland 1854 und 1857, mit Preußen 1861; außerdem mit Frankreich, Oesterreich, Portugal, den Staaten der Union, Dänemark. Nun freuen sich die Kaufherren in der alten und neuen Welt, an der Themse und Rhône und am Züider; sie sehen schon, wie sie alles, was in Europa in den

Waarenlagern sitzen blieb, dort herrlich los schlagen können, und wie sie mit den Kostbarkeiten des Landes die schönsten Geschäfte machen. Folgt der dritte Akt von 1868 an; die Dinge entwickeln sich ganz anders. Die Japanesen sind genügsame Leute; darum ist die Nachfrage gering; sie sind geschickte Leute, deßhalb nimmt die Nachfrage nach fremden Waaren ab. Denn nützliche europäische Artikel, von den „Sicher-



Japanischer Schriftsteller.

heits-Streichhölzchen" bis zu den neuesten Constructionen unserer Feuerwaffen, finden im Lande bald Nachahmung und Concurrenz-Production. Mit dem Opiumhandel ist auch nichts zu machen; denn darauf steht die Todesstrafe. Die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse aber besorgen sie lieber selbst. Sie ziehen es vor, in Paris und Brüssel, London, Lyon und Mailand eigene Geschäfte zu gründen, als sich der Dienste von Zwischenhändlern und Mäklern zu bedienen. So wurde nicht



Strasse in Nagasaki.

Japan ein Markt für die Waaren der übrigen Welt, sondern die übrige Welt wurde ein Markt für die japanesischen Waaren. Gerade der Hafen und Handelsplatz aber, welcher seit zwei Jahrhunderten Zeuge der zähen Bemühungen europäischer Kaufherren um Japan war, Nagasaki, Deshima gegenüber, hat an Bedeutung für die Ausfuhr abgenommen, obwohl im Hafen sehr starker Verkehr ist. Aber im Hafen von Yokohama pulst heute viel mehr internationales Leben; dafür hat Nagasaki in seinen Häusern und Straßen mehr ächt japanisches Gepräge bewahrt (vgl. das Bild S. 213). So rasche und kühne Entfaltung des Außenhandels setzt natürlich voraus, daß die Handelswege und Verkehrsmittel unserer Zeit entsprechende Fortschritte machen.

Seit Jahrhunderten hat Japan einige berühmte Reichsstraßen, unter denen die bekanntesten der Tokaido (vgl. das Bild S. 208) und der Nakasendo sind. Beide verbinden Tokio mit Kioto. Jener führt die Seeküste entlang und mißt 500 km, der andere ist eine der interessantesten Gebirgsstraßen und hat 30 km mehr. Beide sind oft besprochen und beschrien worden. Schon Kämpfer sagt in seinem 1729 erschienenen Buch über Japan, der Tokaido sei manchmal viel besucht und belebter, als die Hauptstraßen der Städte; manche Reichsfürsten ziehen mit einem Hofstaat daher, der mehrere Tagereisen lang ist, und ein vornehmer Daimio reist mit einem Gefolge von 20 000 Mann. So geht es nun heute freilich nicht mehr zu; aber doch noch lebhaft genug. „Fast ohne Unterbrechung,“ schreibt Freiherr von Hübner, „folgen sich auf dem Tokaido die Reisenden zu Fuß, zu Norimon, zu Kango, Weiber, Kinder, Zweischwertmänner, glattgeschorene Priester, von Zeit zu Zeit ein Eilbote.“

Daß diese Reichsstraßen zu Handelswegen sich wenig eigneten, vernahmen wir schon von Dr. Liebscher. Hören wir den Grund von Prof. Rein. In seiner gelehrten Schrift über den Nakasendo sagt er, man dürfe sich unter einem japanischen Dö (oder Landstraße) durchaus keine gebahnten und gemauerten Fahrwege vorstellen, wie unsere Heerstraßen vor Erbauung der Eisenbahnen. „Macadamisirte Strecken kommen auf denselben gar nicht, gepflasterte höchst selten und nur da vor, wo die Steilheit eines besonders wichtigen Vergüberganges sie nothwendig machte. Schon aus diesem Grunde sind die meisten japanischen Landstraßen zur Regenzeit für schwere Fuhrwerke gar nicht passirbar; sie sind aber auch gar nicht darauf berechnet.“ Dieselbe Straße ist hier bis zu 10 m breit, von herrlichen Bäumen beschattet, dort ein Gebirgspfad mit Felsenstufen. Militärische Rücksichten, schreibt abermals Prof. Rein, waren bei der Anlage dieser Straßen wohl allein maßgebend, und da man Lastwagen nicht brauchte, ja nicht einmal kannte, sind die Anforderungen an durchwegs soliden Untergrund und entsprechende Straßenbreite nicht vorhanden gewesen. Die ächt japanischen Verkehrsmittel hat Bonitof kurz angegeben, wie folgt: „1. Die Ginrikisha, ein von einem bis zwei Menschen gezogener zweiräderiger Karren, in Städten, auf größeren Landstraßen und überhaupt in der Ebene bevorzugt. Auf guten Wegen kann man damit 7 km per Stunde reisen. 2. Der Kango, eine Sänfte, von zwei bis vier Menschen getragen. Sehr unbequem. Auf Gebirgswegen häufig gebraucht. Der Norimon, ein größerer und bequemer Tragessell, wird jetzt nur von einigen

den alten Sitten treuen Abeligen verwendet. 3. Zu Pferde, auf dem japanischen Packsattel, wobei das Pferd höchstens 4 km per Stunde geht und von einem Betto (Knecht) geführt wird.“ Soweit Bonitof; der geistvolle Verfasser des „Spaziergangs um die Welt“ schildert sehr anmuthig eine Reise im Kango: „Wer im Kango reist, streift sozusagen am Boden hin. Als wir am Morgen über Wiesengründe zogen, da streichelten Gräser, Schlingpflanzen und Blumen meine Wangen, und mein Blick drang in Regionen, die der Fußwanderer zertritt, ohne sie zu sehen. Für mich war es eine neue Welt. Die Sonne spielte mit den Schatten der Blumenstengel und Grashalme. Ich beobachtete Vienen und Schmetterlinge und tausend Insecten, wie sie heimlich in die Blumenkelche schlichen. Und was für Blumen! Große himmelblaue Glocken, lieblich geneigt über riesige Nelken; Lilien, die ihr reines Kleid entfalteten unter schirmenden, aus feinen Gräsern gewebten Kuppeln.“

Man sieht, daß die landesüblichen Beförderungsanstalten an Lasttragfähigkeit wie an Schnelligkeit auf äußerst anfanglicher Stufe waren. Sobald der Welthandel in Nippon Zutritt hatte, baute er alsbald die Verkehrsmittel, deren er für den Güterumsatz wie für den Personenverkehr bedarf. Am 12. Juli 1872 wurde der erste Schienenweg eröffnet (Tokio-Yokohama, 29 km), und 1885 hatte man schon acht Strecken in Betrieb mit einer Schienenlänge von 284 km, während fünf weitere Strecken im Bau begriffen sind. In derselben Zeit erstanden 265 Telegraphenstationen mit einer Linienlänge von 7808 km. Die große nordische Telegraphen-Gesellschaft, deren Centralleitung in Kopenhagen ist („Store Nordiske T. Selskab“) hat schon seit Jahren eine Kabelleitung von Hongkong über Shanghai-Nagasaki nach Wladimostok in Sibirien.

Durch den Ausschluß fremder Schiffe vom japanischen Küstenhandel und dank den Bemühungen der 1878 gegründeten Handelskammer in Tokio hält die japanische Rheederei und Handelsflotte ziemlich gleichen Schritt mit all den Neuerungen. 1879 zählte sie schon 324 Schiffe, darunter 168 Dampfer, und dazu 18 000 Dschunken. Sehr viele Dampfer und Dschunken sind im Privatbesitz; die meisten gehören zwei Gesellschaften an, welche von der Regierung unterstützt werden. Die Verbindung mit dem Sonnenaufgangsreich für Europäer und deren Frachten hat zwei Richtungen: die eine dem Sonnenaufgang entgegen, mit den Schiffen der „Messageries maritimes“, von Marseille alle zwei Wochen in 45 Tagen nach Yokohama; die andere mit der Sonne über beide Ozeane. Ueber den Stillen Ocean, von San Francisco nach Yokohama, verkehren zwei Gesellschaften: die „Pacific Mail Steam Ship Co.“ (P. M. S. S. C.) und die „Oriental and Occidental Co.“ (O. O. C.). Die Seereise währt 16 oder 17 Tage.

So ist Japan wirklich auf der Bahn volkswirtschaftlichen Aufschwunges und trotz der mißlichen finanziellen Lage in handelspolitischem Fortschritt begriffen. Wem aber das goldene Kalb nicht über Alles lieb ist, der fragt, ob die übrige Kultur-entwicklung hiermit gleichen Schritt halte. Denn von den Völkern gilt, wie von den Einzelnen, daß es nichts nützt, die ganze Welt zu gewinnen, wenn die einzig wahre Bildung des Geistes und die Gestattung des Herzens vermißt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Sinterindien.

Den Nachrichten aus Annam und Tongking zufolge ist die Lage der mit Feuer und Schwert schrecklich verwüsteten Christengemeinden noch immer eine überaus trostlose, ja hat sich eher verschlimmert als gebessert. Im März dieses Jahres griffen die Aufständischen die Christengemeinden der Provinz Thanh-hoa in West-Tongking an und zerstörten etwa 20 derselben; mehr als 600 Christen fielen bei der Vertheidigung. Seither gewinnt der Aufstand Schritt für Schritt die Provinzen Ninh-binh und Nam-binh. Noch drohender ist die Lage in Süd-Tongking. Seit Mitte October 1885 bekriegen die Rebellen unaufhörlich unsere Christen, und trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes sind 3354 der letzteren unter dem Mordstahle gefallen. Zwei Missionäre, die PP. Satre und Gras, fanden bei der Vertheidigung ihrer Herde den Tod. Von 428 Christendörfern, welche das Vikariat bildeten, sind 264 zusammen ihren Kirchen und Priesterwohnungen niedergebrannt. Die Mission muß 12 000 Neubekehrten, welche in das äußerste Elend gestoßen sind, Tag für Tag Reis geben. Die französische Armee, welche viel zu schwach ist, unterstützt weder durch Mannschaft noch durch Waffen die Christen. Die Anführer ließen statt dessen den Christen befehlen, die Aufständischen nicht anzugreifen. Sie müssen also zu Hause warten, bis man über sie herfällt, und sich dann, so gut es geht, der Haut wehren. Wären die Schaaren der Aufständischen nur ein bißchen besser geordnet, so würde dieser Befehl in ein paar Tagen den Massenmord aller Christen zur Folge haben.

In Ost-Cochinchina ist ebenfalls nicht die mindeste Besserung eingetreten. In Kwang-Nam vereinigen sich die Aufständischen ungestraft, organisiren sich und verschangen sich an günstigen Plätzen, von wo aus sie bald die Citabelle, bald die Christendörfer bedrohen. Dann ziehen sie wieder in kleinen Banden, die man nicht finden noch fassen kann, im Lande umher, saugen es aus, plündern und brennen die Dörfer nieder, welche sich den Franzosen unterworfen haben, und verbreiten überall Schrecken und Auflösung. Die Hafenstadt Turan selbst ist vor ihren Ueberfällen nicht sicher. Zu Kwinhon sind 5000 arme Christen auf der engen Halbinsel zusammengedrängt und scheinen dem Verderben geweiht. Sie können keine 2 km landeinwärts gehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ergriffen und niedergehauen zu werden. Ihre Lage ist so unerträglich, daß Msgr. van Camelbete sich gezwungen sieht, abermals eine Anzahl derselben zu Schiff nach Saigon zu senden. Am 11. Juni wurden 460 Christen daselbst gelandet. Der Bischof hoffte eine Zeitlang, die beiden südlichen Provinzen Binh-thuan und Kwang-hoa würden mit französisch Cochinchina vereinigt werden; aber davon ist nun nicht mehr die Rede.

Der apostol. Vikar von West-Tongking, Msgr. Puginier, hat unter dem 4. Juni 1886 aus Hanoi einen Brief an den „Univers“ gerichtet, in welchem er die Fortschritte der Verfolgung schildert und sich bitter über die Haltung der französischen Befehlshaber beklagt. Wir wollen einige Zeilen für unsere Leser ausheben:

„Die zersprengten Christen (der Provinz Thanh-hoa), welche sich zuerst in heidnischen Dörfern verborgen hatten, sind nun alle ermordet. Man hat förmlich Jagd auf sie gemacht. . . Ein Aufruf des flüchtigen Königs Ham-Nghi und seines Stellvertreters, des Prinzen Thüeh, ist erschienen, welcher die Be-

amten und die heidnische Bevölkerung zur Ausrottung der Christen auffordert. „Das ist das einzige Mittel,“ heißt es darin, „die Macht der Franzosen zu vernichten. . .“

Ein Missionär erhielt Kunde von der Gefangenschaft einiger Christen, die einem sichern Tode geweiht waren. Er bat also den Befehlshaber des französischen Postens um Hülfe zur Befreiung dieser Gefangenen. Der Offizier glaubte die Verantwortung eines solchen Unternehmens nicht auf sich nehmen zu können; doch erlaubte er dem Priester, an der Spitze von hundert eingeborenen Christen zur Rettung der Gefangenen auszugehen. Vier konnte man einem gewissen Tode entreißen, jedoch nicht ohne Kampf, in welchem zwei Heiden erschlagen wurden und einige Häuser niederbrannten. Die aufständischen Mordbrenner hatten nun die Frechheit, die Christen anzuklagen, sie hätten angegriffen und ihr Dorf eingekerkert. Unglaublicher Weise wurden ihre Verleumdungen als bare Münze angenommen, und man gab sich Mühe, diese Befreiung von gefangenen Christen als einen Rachezug der Katholiken darzustellen. . . Natürlich gibt eine solche Handlungsweise den Aufständischen neuen Muth.

Die Zahl der in Tongking und Cochinchina gemordeten Christen wird nahezu 40 000 betragen. . . Und noch ist das Morben nicht zu Ende; es ist höchstens an einigen Orten aufgeschoben, und wie die Sachen gehen, ist vorauszusagen, daß die Aufständischen mit den Mekeleien fortfahren, ohne daß sie sich einer besondern Gefahr oder Strafe aussetzen.

Neulich besuchte ich die unglücklichen Christen von Thanh-hoa, welche sich nach Ninh-binh geflüchtet haben, und brachte ihnen zugleich mit einigen Worten des Trostes zum dritten Male ein Almosen. Ich habe bei dieser Gelegenheit entsetzliche Einzelheiten vernommen, die mir noch niemand erzählt hatte. Von einer Gemeinde von 120 Christen wurden nicht weniger als 111 gemordet. Anderswo sind ganze Familien ermüdet. Ich sah einen kleinen Waisenkneben, der Vater und Mutter und alle Anverwandten, zusammen 15 Personen, verloren hat. Etwa 3000 Christen von Thanh-hoa sind für lange Zeit an den Bettelstab gebracht; sie dürfen nicht in ihre Dörfer zurückkehren, um ihren Reis zu ernten, der jetzt reif ist. Die Aufständischen werden zur Belohnung ihrer Schandthaten die Ernte einheimsen, und dann müssen die Christen noch die Steuer dafür bezahlen. Im Jahre 1884 habe ich schon das Gleiche erlebt, und trotz meiner fünfmal wiederholten Bitten und Proteste konnte ich nicht einmal erwirken, daß den beraubten und in's Elend gestoßenen Christen auch nur die Steuer für die Felder erlassen wurde, deren Ernte die Verfolger geraubt hatten. . . Noch immer haben unsere Christen keinen Ersatz und unsere Feinde keine Strafe erhalten.“

Aus dem apostol. Vikariat Süd-Tongking hatten wir neulich schon den Tod des P. Gras zu melden (S. 167). Spätere Briefe, aus denen wir einige Stellen mittheilen, enthalten die folgenden Einzelheiten. Unter dem 10. März schreibt P. Fricot:

„Gott sucht uns mit neuen Prüfungen heim. P. Gras hielt ein kleines Fort bei Ka-Doai, unserer Residenz. Vorgestern um sieben Uhr früh erfolgte unversehens ein Angriff. Bei einem Ausfall wurde der theure Vater ermordet und grausam verstümmelt. Die Christen wollten die Leiche nicht in den Händen der Rebellen lassen; einige beherzte Männer machten einen

zweiten Ausfall; er gelang; wir haben die Leiche des lieben Mitbruders vor Verunehrungen geschützt, aber vier Christen haben bei dem Wagniß das Leben lassen müssen. Heute kommt die Kunde, daß P. Pébémon, der an P. Gras' Stelle getreten, von allen Seiten umzingelt gehalten wird. Eine Abtheilung annamitischer Scharfschützen ist unter dem Commando des Capitäns Joanno zum Entsatz abmarschirt. P. Klingler begleitet sie. Es scheint erwiesene Thatsache, daß die Christen von Huß auf höhern Befehl entwaffnet wurden; dieselbe Maßnahme, so geht die Rede, steht auch uns bevor. Was soll uns trösten, was unsern Thränen in so schrecklicher Lage Einhalt gebieten? Gott, der uns nicht verläßt und in jeglicher Trübsal uns aufrichtet."

Nacht Tage später schreibt abermals P. Frichot: „Der Di-

strikt Vinh-Schinsch, der dem P. Pineau anvertraut ist, erfreut sich einiger Ruhe. Der Pater hat in seiner Residenz 400 Christen, die dem Norden entronnen waren, Aufnahme gewährt. Das sind die Ueberbleibsel der einst so blühenden Gemeinden von Vinh-Can.

In einem Briefe des genannten P. Pineau vom 8. März heißt es: „Die französischen Soldaten, die einen Monat lang hier standen, marschiren morgen in großer Zahl nach Huß, obgleich der Zorn und die Macht unserer Feinde größer ist als je. Unsere Christen sind vor Schrecken über die Freudenfeste der ‚Gelehrten‘ in heller Flucht. Quong-Phuong ist mit Flüchtlingen überfüllt, aber mit Reisvorräthen keineswegs versehen. Wir müssen einer neuen Belagerung gewärtig sein; währt sie so lange wie die erste, so sind wir verloren. Der Proviant ist erschöpft, die Munition genügt höchstens für einige Tage.“



Spitalschwestern u. L. Frau von den Engeln auf Sansibar.

Einem Schreiben des Herrn Chalmeton, Missionärs und Procurators derselben Mission, vom 19. März entnehmen wir Folgendes: „Bei uns herrscht Alles eher als Sicherheit. Tausende von unglücklichen Christen, die dem entsetzlichen Stahl der Mörder entronnen sind, umringen uns und erwarten ein paar Reiskörner, die sie vor langsamem Hungertode bewahren sollen. Unsere Vorrathskammern sind leer, die Zukunft voll der schwersten Sorgen. Kein Mensch kann sagen, wann es diesen Christen möglich sein wird, wieder heimzukehren; dieß jezt wagen, heißt sich in sichern Tod stürzen. Der Distrikt der PP. Satre und Gras umfaßte drei Pfarreien und eine Mission für die Wilden; alle überlebenden Christen von dort haben sich zu uns geflüchtet. Wer ist im Stande, solche Schäden zu heilen!

Wer vermag das also Verheerte wieder herzustellen! Täglich vertheilen wir 400 Francs, und da bekommen die Erwachsenen je 10 Centimes, die Kinder je 5! Im Winter schon haben Krankheiten geherrscht; was steht uns erst bevor, wenn im Sommer Blattern und Cholera zu wüthen beginnen?“

Derselbe Missionär setzte seine Berichte in einem Briefe vom 8. April fort: „Von heute an müssen wir 12 000 Christen mit Reis versehen, zugleich aber darauf gefaßt sein, daß diese Zahl in wenigen Tagen sich verdreifacht. P. Arfac ist abgereist um 5000—6000 der Unseren zu retten; folgen sie ihm, so kommen sie natürlich mit leeren Händen und nagendem Hunger. In der Mission unterhalten wir mehr als 5000, am Tage aber, wo P. Klingler der feindlichen Uebermacht weichen

muß, werden 10 000 baraus. In Bo-Schinsch sorgen wir für 6000 Flüchtlinge; von einem Tag zum andern können doppelt so viele dazukommen.

Während ich dieses schreibe, vereinigen alle Häupter der Rebellion ihre Truppen, die durch 200—300 chinesische Söldlinge verstärkt sind, zu einem Hauptschlag gegen das kleine Fort, welches P. Klingler etwa vier Stunden weit von der Mission errichtet hat. Einen Angriff hat er, dank dem besondern Schutze der Gottesmutter, flegreich bestanden, obwohl an die 5000 Angreifer waren und die chinesischen Söldner ausgezeichnete Schnellfeuergewehre hatten. Es kann jeden Tag noch weit schlimmer kommen; aber er verzweifelt nicht und hofft auf die Hilfe der Christenheit und die Heerführerin der streitenden Kirche, die Siegerin in tausend Schlachten.

Vorderindien.

Apostol. Vikariat West-Bengalen. Ueber die neue Missionsstation Josephbdi in der Kolhs-Mission, in welcher P. Müllender S. J. so eifrig arbeitet, haben wir schon einmal in diesem Jahre (S. 84) berichtet. Heute soll uns der Missionär von dem Baue seiner neuen Kirche erzählen. Er schreibt darüber in einem Briefe vom 24. Februar 1888:

„Wenn diese Zeilen in Ihren Händen sind, so wird der leichte Bau, der als Sakristei und Priesterwohnung dienen soll, vollendet sein, und von der Kirche wird hoffentlich auch das Chor stehen. Die Kirche werden wir dem hl. Joseph weihen. Der schöne, zur Ehre Gottes errichtete Bau soll wie ein Leuchthurm das Licht des wahren Glaubens über unsere Berge und Wälder erstrahlen lassen bis in die weite Ebene von Tamar



Das Spital U. L. Frau von den Engeln zu Sansibar.

hinein. Schon steht der kühne Bogen, der das Chor vom Schiffe trennt; es müssen jetzt noch die drei Mauern des Schiffes und drei Gallerien aufgeführt werden, welche es umgeben sollen. Geht die Arbeit von statten wie im Januar und Februar, so werden wir gegen Ende Mai den Schlussstein einfügen können, und das ist sehr zu wünschen. Denn mit dem Juni beginnen die vier Regenmonate, und wenn sie das Gebäude nicht gedeckt finden, so steht zu fürchten, daß der fast ohne Unterlaß niederstürzende Regen das Mauerwerk sehr schädige, vielleicht auch ganz zerstöre. Ebenso bedauernswert wäre es, wenn unsere Christen ohne Kirche während der Regenzeit keine Messe hätten. Endlich drängt mich zur Beschleunigung des Baues der Umstand, daß, so lange er dauert, kaum an eine Missionsthätigkeit

zu denken ist; man hat als Maurermeister und Bauführer die Hände zu voll Arbeit. Hören Sie nur einmal: Vom Morgen früh bis Abends spät habe ich 140 Arbeiter zu leiten: Zimmerleute, Maurer, Handlanger, Steinmetzen, Backsteinbrenner. Wenn man in Europa baut, so kauft man Alles fix und fertig in der Nähe; hier ist es ganz anders: Alles muß man selbst vorbereiten und zurechten, und das kostet die meiste Zeit und das meiste Geld. Sie müssen zunächst ein Duzend Familien Backsteinbrenner überwachen; sich überzeugen, daß der Thon gut sei und gut geknetet; die geformten Steine zählen und täglich bezahlen; mit den Kindern gehen, dieselben umzuwenden, damit sie trocknen; endlich sie zum Brennen zu einem Ofen zusammenstellen. Da man hier keine Kohlen hat, so muß man sie mit

Holz brennen, und es ist kaum glaublich, wie viel auf das Brennen eines einzigen Ofens verwendet wird. Endlich werden die gebrannten Steine auf den Bauplatz getragen, und man bezahlt für 24 Stück vier Pfennige. Man reißt sich die Steine aus den Händen, und es ist keine Kleinigkeit, in der Eile für jeden die richtigen Zahlen anzuschreiben. Inzwischen laufen einige 30 Personen, Männer, Weiber und Kinder, in den Bergen umher und suchen Kalksteine. Für einen tüchtigen Korb voll bezahlt man acht Pfennige. Dann müssen sie gebrannt werden. Drei Kalköfen und drei bis vier Ziegelöfen sind beständig in Thätigkeit, was Josephbi das Aussehen einer Fabrikstadt gibt und mich an Berviers erinnert. 20 Weiber tragen Sand vom Flusse herauf und erhalten zwei Pfennige für einen Korb voll. Etwa 50 Arbeiter sind im Walde mit dem Fällen von Bauholz beschäftigt. Auch diese muß man bewachen, sonst verlegen sie sich auf die Vogeljagd oder suchen Wurzeln und Früchte; denn ihr Mundvorrath ist gewöhnlich sehr klein. Seit einem Jahre sind acht Zimmerleute beschäftigt, die großen Balken für den Dachstuhl und die Planken für die Thüren und das übrige Holzwerk herzurichten. An der Spitze einer ganzen Schaar von Arbeitern gehe ich dann die Balken und Planken messen, bevor ich sie nach Josephbi tragen lasse; 100 Kubikfuß gesägtes Holz kosten mich vier Mark. Ferner muß ich vier Obergefallen aufpassen, daß sie ihrerseits 18 Maurer überwachen und ihnen bei schwierigeren Dingen an die Hand gehen, und dann heißt es den ganzen Tag hindurch: „Somte (Herr), komme hierher! Somte, gehe dorthin! Somte, komm und miß diese Ecke“ u. s. w. Doch Geduld! Es ist ja für den lieben Gott, und in einigen Monaten werden wir in unserer Waldwildniß eine schöne Kirche zu Ehren des wahren Gottes und das erste dem großen heiligen Joseph geweihte Heiligthum haben.“

Äthiopien.

Apostol. Vikariat der Galla-Länder. Die Mission der chrv. Bäter Kapuziner unter den Galla-Regern, welche Cardinal Massaja vor 40 Jahren eröffnete, ist eine der am härtesten geprüften Afrika's. Schon wiederholt mußten wir unsern Lesern erzählen, wie die kaum gegründeten Stationen verwüstet und die Missionäre gewaltsam verjagt wurden. Auch jetzt ist wieder einer dieser Stürme losgebrochen, dessen Ursachen und Verlauf der folgende Brief Mgr. Mops Gonzaga Basserre's O. Cap., Coadjutors des apostol. Vikars Mgr. Laurin Gabagne O. Cap., klar entwickelt. Der Brief ist datirt aus Zeila den 19. Juni 1886:

„Seit der Gründung dieser Mission im Jahre 1846 und der Ernennung Mgr. Massaja's, jetzt Cardinal der heiligen römischen Kirche, zu ihrem ersten apostol. Vikar hat dieselbe, glaube ich, niemals in einer gefährlicheren Lage geschwebt. Als die Bischöfe und Priester im Jahre 1879 durch den Beherrscher Aethiopiens, der sein Reich nach dem Vorüber der russischen Zaren einigen wollte, aus Schewa vertrieben wurden, meinten manche, das sei das Ende der Mission. Und doch fehlte noch viel, daß sie so am Rande des Abgrundes geschwebt hätte, wie es heute den Anschein hat. Das Kaiserreich Abessinien erstreckte sich damals nur bis an den Hawasch; freilich entrichteten die Bewohner beider Ufer dem Kaiser ihren Tribut, und einige Streifzüge waren eine kurze Strecke über den Fluß hinaus schon unternommen worden. Das war aber auch Alles. Die Galla-Länder im Westen und Süden waren noch zum größten Theile unabhängig, und dazu gehörte das christliche Reich Kaffa. P. Leo des Avanchers befand sich mit zwei eingeborenen Priestern in Gera und hatte unter sich noch zwei andere Priester, welche

den wichtigen Posten Kaffa (Hauptort des gleichnamigen Reiches) verwalteten. Freilich war durch unsere Ausweisung aus Schewa (Schoa) die Verbindung mit den Galla-Ländern überaus erschwert; doch stand uns noch der Weg durch den Sudan über Chartum, Fazzoglu (Fasoll), Gassan offen, und mit einiger Vorsicht konnte man Balaga (Walegga), Amphilu (Affilu), Beka und Kellem erreichen, letzteres ein bedeutender Marktflecken, vielleicht der bedeutendste Markt Abessinien's. So hätten wir in das Herz der westlichen Galla-Länder vordringen können, und von dort sind es nach Gera und Kaffa nur mehr einige Tagereisen. Aber die Vorkehrung, welche den allgemeinen Kriegsbrand des Sudan vorherwufte, eröffnete uns einen andern, viel leichtern, sicherern und kürzern Weg, auf dem wir das Bekehrungswerk unter den Galla zwar nicht im Süden und Westen, wohl aber im Osten ihres Gebietes wieder eröffnen konnten.

Seit kurzem hatten sich nämlich die Aegypter Harars bemächtigt, einer ganz muselmännischen Stadt, welche vor 300 Jahren durch Nur gegründet worden. Nur war der unmittelbare Nachfolger Mahommed Grahns, des Attila Abessinien's, der das ganze Aethiopienreich mit Feuer und Schwert verwüstete; er fiel mitten in seinem Siegeslauf, durch eine Kugel in der Stirne getroffen. Als ich im Jahre 1873 ganz Abessinien von Norden nach Süden durchreiste, sah ich das Grab dieses mohammedanischen Kriegers. Dank der Verträge konnten wir uns 1881 in Harar niederlassen, welches vor dem jedem Christen unter Todesstrafe verschlossen war. Im Schatten der ägyptischen Fahne durften wir hoffen, von Harar aus die verschiedenen benachbarten Galla-Stämme zu besuchen. Aber wir hatten unsere Rechnung ohne den Fanatismus des Islams gemacht. Man wendete nichts dagegen ein, daß wir uns in der Stadt einschlossen, wo die Predigt unserer Religion nahezu ein Ding der Unmöglichkeit war; allein die Bekehrung der noch heidnischen Völkerschaften wollte man uns nicht erlauben. Wir waren dazu verurtheilt, uns in Unthätigkeit zu verzehren. Damals wurde der Plan gefaßt, drei Missionäre sollten wieder versuchen, nach Schewa vorzubringen. (Vgl. Missionen 1883, S. 156.)

Etwas später konnte man auch in Bubasa, eine Tagereise von Harar, eine Station gründen. Entschieden günstiger wurde die Lage erst 1884. Damals glaubte man einen Augenblick, goldene Tage seien gekommen. Die Ereignisse im Sudan riefen die ägyptischen Truppen an den Nil, und englische Regimenter sollten sie ersetzen. Aber die Hoffnung löste sich bald in Dunst auf. Die Aegypter verließen leider den Platz, und die Engländer übergaben die Stadt dem Sohne des frühern Emir. So wehte wiederum die grüne Fahne des Propheten auf den Wällen Harars.

Diese Ereignisse trugen sich im Mai 1885 zu. Noch vor dem Abzuge der ägyptischen Truppen, die weniger fanatisch geworden, konnte Bischof Laurin Gabagne die Stationen Awale, Ama und Biomidagdon im Stamme der Nole gründen. Die Engländer hatten zuerst gehofft, mit Hilfe einer in Eile zusammengerafften Schaar von 300 Eingeborenen, mit dem Emir vereint, sich behaupten zu können; da sie aber neue Verwicklungen befürchteten, überließen sie Alles dem Fürsten. Die nächste Folge dieses Entschlusses war, daß die Galla-Stämme ihre alte Freiheit wieder gewinnen wollten. Das hätte uns Missionären ein neues Leben voll Kämpfe eröffnet. Der ewige Hader zwischen den einzelnen Stämmen, ihre stürmische und

kriegerische Gemüthsart, der Stolz der Galla, wenn sie sich einmal unabhängig fühlen, ihre Geseze und Gebräuche, die in manchen Punkten dem Evangelium feindselig gegenüberstehen — das wären ebenso viele große Schwierigkeiten gewesen; aber der Eifer und das Beispiel der Missionäre hätte sie überwunden. So schien damals die Zukunft, wenn auch nicht wolkenlos, doch keineswegs arm an Hoffnungen. Ach, wir sollten nur zu bald grausam enttäuscht werden! Der Emir befestigte mit Hülfe der Soldaten und Waffen, welche ihm die Engländer zur Verfügung stellten, seine Herrschaft. Die Galla-Stämme, welche ihre Unabhängigkeit erkämpfen wollten, wurden sofort gezüchtigt. Da sie niemals verstanden, einen Bund unter sich zu schließen und mit gemeinsamen Kräften einen Schlag zu führen, wurden sie der Reihe nach von den Truppen des Emir erdrückt. Seither kennt dessen Herrschaft keine Grenzen, und der Islam hat seine Frechheit verdoppelt. Alle Galla-Häuptlinge, welche der Einladung der früheren Regierungen, ihr Bekenntniß anzunehmen, widerstanden, sind jetzt mit Gewalt herbeigefleht worden und liegen in Ketten, bis sie die Gebete des Koran gelernt haben und die Aufnahmeceremonien des Islam an sich vollziehen lassen. In allen Dörfern wurden Moscheen erbaut, daß es künftig keine Ungläubigen mehr gäbe.

In einer solchen Lage und von dem stets wachsenden Fanatismus umringt, liegt es auf der Hand, daß unsere Missionäre sich begnügen mußten, in Erwartung besserer Tage ihre Stellung zu behaupten. Das haben sie durch Gottes Hülfe bis auf den heutigen Tag mit bewundernswerthem Muthe und Geduld gethan; Gott allein weiß, um den Preis wie großer Bitterkeit und Demüthigung. Im letzten October erhielt Mgr. Taurin einen Brief aus Schewa, welcher im Juni geschrieben war. Derselbe erzählte das traurige Loos, das uns und unsere Christen erwartet. Da brach der Bischof, der nicht wußte, wo inmitten dieser traurigen Lage seine Augen Trost finden könnten, in den schmerz erfüllten Ruf aus: *Dous meus, Dous meus: ut quid dereliquisti me* — „Mein Gott, mein Gott, weßhalb hast du mich verlassen!“

Gleichwohl war die Lage damals nicht so trostlos wie heute. Noch hatte man etwas freie Hand. Da aber der Bischof größere Uebel voraussah und Missionäre für den französischen Hafenort Dboi (an der Tadschmurra-Bai, Aden gegenüber) auf Verlangen der betreffenden Behörden brauchte, rief er die PP. Leo und Andreas von ihren Posten ab, und diese ließen sich mit einer Anzahl junger Galla in der neuen Colonie nieder. Die Wahl hätte nicht glücklicher sein können; ich habe mich persönlich überzeugt, daß sie in der Colonie vorzüglich wirken und daß ihre Zöglinge vom besten Geiste beseelt sind. Allein ihre Abreise verminderte die Zahl der Missionäre im Gebiete von Harar bedeutend. Es blieben nur mehr der apostol. Vikar und Dr. Stephan zu Harar, R. P. Ferdinand zu Awale und R. P. Petrus zu Dubafa. Und auch diese kleine Zahl sollte noch vermindert werden. Letzten April starb P. Petrus den Tod der Gerechten; Mgr. Taurin stand ihm im Todeskampfe bei. Selbst unter den Muselmännern ließ er ein ehrenvolles Andenken zurück, und die ganze Mission betrauerte seinen Heimgang.

Seit jenem Tage überstürzten sich die Ereignisse; Quälereien sind für die Europäer an der Tagesordnung; man möchte sie gerne zum Abfalle verleiten. Es geht wie ein dumpfes, drohendes Brausen; der Vorläufer eines Sturmes, durch die Stadt. Bald wird er losbrechen. Neun Italiener kamen von Zeila (Sela)

und wollten nach Harar; unterwegs begegneten sie 200 Soldaten des Emir. Man bedeutete ihnen, wenn sie Harar sehen wollten, so müsse sich ihre Begleitung entwaffnen. Sie fügten sich und zogen weiter; aber bald streckte sie auf ein gegebenes Zeichen ein Hagel von Kugeln nieder, noch bevor sie die ersten Berge von Harar erreichten. Gleichzeitig wurde die englische Besatzung, welche zu Gelsesa zum Schutze der Karawanen sich aufhielt und aus 50—60 Mann Indier, Somali und Araber bestand, ebenfalls entwaffnet. Die Aufregung hat den Höhepunkt erreicht; es handelt sich nur mehr um eine allgemeine Niedermeglung sämtlicher Europäer. Es ist der offene Krieg des Halbmonds wider das Kreuz, und mehrere Griechen erklärten bereits ihren Uebertritt zum Islam, um so ihr armseliges Leben in Sicherheit zu bringen.

Doch hat Gott, der über die Seinen wacht, bis jetzt den Vollzug der Pläne, welche die Hölle geschmiedet hat, nicht zugelassen. Mit Recht darf man auch betonen, daß die allgemeine Achtung, welche sich der apostol. Vikar in Harar erworben hat, und sein Einfluß bei den Vornehmen wie bei den Geringen viel dazu beitrug, diesen Ausbruch des Fanatismus zu besänftigen. Beweis dafür ist der gute Empfang, der ihm vom Emir selbst, als die Aufregung ihren Höhepunkt erreichte, zu Theil wurde. Gleichwohl ist die Gefahr keineswegs vorüber. Ein Zufall kann den Sturm wieder entfesseln, der die Missionäre bei einem Haar hinweggerafft hätte. Das sagt uns auch Mgr. Taurin in seinem letzten Briefe vom 20. Mai; obgleich in Harar kein Europäer niedergemacht, keiner in Kerker und Ketten geworfen wurde, gesteht der Bischof doch, daß sie fast nur durch ein Wunder am Leben blieben und keineswegs sicher seien, was der morgige Tag bringe. Augenblicklich steht es den Europäern zwar frei, in der Stadt ein- und auszugehen; doch weigert sich der Emir, ihnen sicheres Geleite an die Küste zu gewähren, und da er fest entschlossen ist, jedem christlichen Einflusse, er komme woher er wolle, zu widerstehen, so ist die Lage eine sehr gefährliche. Wenn mithin die europäischen Mächte, welche die Sache angeht, diesen neuen Gemaltherrscher im Frieden die Früchte seiner Empörung und Missethaten genießen lassen, so ist der Tag nicht ferne, da die steigende Fluth des Islam Bischof Taurin und dessen Missionäre hinwegraffen wird. So steht es jetzt mit der Mission von Harar.

Ich komme nunmehr zu dem Theile der Mission, welcher mir anvertraut ist. Ich habe schon oben von einer Reise gesprochen, welche im Jahre 1883 geplant und ausgeführt wurde, um den Galla-Christengemeinden im Süden und in der Mitte zu Hülfe zu kommen, so weit sie auch entfernt sein mögen. Leider muß ich sagen, daß das Unternehmen nicht durchweg den von uns gehofften Erfolg hatte. Wir beabsichtigten Schewa nur als Mittelstation zu betrachten, von der aus wir weiter nach Osten, vielleicht auch nach Westen vordringen könnten, und hielten uns daselbst drei Jahre lang auf. Wir hatten in einem der Galla-Stämme an den Grenzen von Schewa einen Fuß breit Boden gewünscht, von dem wir eine regelmäßige Verbindung mit Harar herstellen könnten. Aber König Menelik betrachtet uns kraft des Beschlusses, den der Kaiser von Aethiopien im Jahre 1879 gegen uns erließ, noch immer als Verbannte und wagte nicht, uns in seinen Staaten eine Niederlassung zu gestatten. Er hätte zwar gerne die Neugründung der 1878 zerstörten Station Lagamara gesehen, welche zwischen Schewa und den Reichen Gera und Kassa liegt; allein sie befindet sich so nahe der großen Handelsstraße, daß er beim Kaiser verklagt zu

werden fürchtete. Aus dem gleichen Grunde wollte er uns nicht erlauben, die Gemeinden von Gera und Kassa zu besuchen, welche jetzt schon so lange den Trost und die Aufmunterung ihrer Oberhirten entbehren. Nur seines Schutzes bei den Ittu versicherte er uns. Die Ittu sind ein Galla-Stamm zwischen Harar und Schewa, von dem letzteren Reiche durch den Hawasch und eine zwei Tagereisen breite Wüste getrennt. Da dieses Land von allen gewöhnlichen Verbindungen abgeschlossen ist, schien es ihm für ihn und uns gerade der rechte Aufenthaltsort, um jeden Streit zu vermeiden. Leider ließ der zu rasche Losbruch der Empörung dieses Stammes uns keine Zeit, den Nutzen aus dieser Niederlassung zu ziehen, den sich unsere Mission zweifelsohne versprechen durfte. Unsere Feinde, welche nicht wußten, was unsere unerwartete Rückkehr bedeute, waren ob

unserer Ankunft nicht wenig erschrocken. Seit unserer Verbannung hatten sie sich durch einen koptischen (schismatischen) Bischof verstärkt, den der Kaiser von Aethiopien dem Könige Menelik zum „Geschenk“ gemacht hat, und diesen Bischof bewogen sie nun mit leichter Mühe, den Bannstrahl gegen alle Andersgläubigen, zusammen ihren Hehlern und Begünstigern zu schleudern. Um all diesen unbequemen Winkelzügen ein Ziel zu stecken, ließ der König sofort das Gerücht verbreiten, unser Aufenthalt sei kein bleibender und wir würden bei der ersten günstigen Gelegenheit zu den Ittu gehen, und um dieser Aussage mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen, ließ er uns zu Berekel an der Ostgrenze von Schewa, nur 2 oder 3 Tage einer Wüstenfahrt von den Ittu entfernt, einen Aufenthaltsort anweisen. Da hielten wir uns mehr als anderthalb Jahre auf, immer



Spitalhof A. L. Frau von den Engeln.

zur Reise gerüstet, und doch konnten wir sie nicht antreten, weil die Stammeshäuptlinge, die wir erwarteten, nicht eintrafen. Ein Kriegszug, den der König in ihr Gebiet unternommen hatte (freilich nicht gegen sie, sondern gegen einen andern Stamm, aber sie mußten mit darunter leiden), hatte sie erzürnt; sie hielten es daher für überflüssig, einem Könige, der ihnen so wenig Schutz gewähre, einen jährlichen Tribut zu entrichten. Doch trugen sie Sorge, ihre Weigerung mit hübschen Vorwänden zu bemänteln, um sich für den Fall des Mißlingens eine Hintertüre offen zu halten. So meldeten sie auch wiederholt, wenn ein Kriegszug drohte, sie seien eben mit der Einsammlung des Tributes beschäftigt; war aber die Gefahr vorüber, so rührten sie fürder keinen Finger. Der König ließ sich

durch ihre schönen Worte nicht täuschen, drei- oder viermal war er im Begriffe, ihnen eine blutige Lehre zu geben; unvorhergesehene Ereignisse zwangen ihn jedesmal, seine Truppen anderswohin zu senden oder den Rachezug sonst aufzuschieben.

Alle diese Verzögerungen waren weder uns noch unseren Feinden willkommen. Sie zürnten ob der Verlängerung unseres Aufenthalts im Lande, und wir starben fast vor Langeweile, in Erwartung der Abreise. So lange der Kaiser fern weilte und sie nicht wußten, was ihn zurückhalte, beobachteten sie ein kluges Schweigen; sobald aber der Kaiser sich den Grenzen von Schewa näherte, erhoben sie kräftig den Ruf: Tollo, tolle! Hinweg mit ihm! Zweimal bedeutete uns der erschrockene Menelik, er könne uns nicht länger schützen, und zweimal

wurde es wieder ruhig, wie durch einen Zauberspruch, sobald das Gespenst verschwand.

Endlich waren wir unserer fast zweijährigen erzwungenen Muße müde. Wohl wissend, daß der Kaiser im Norden Abessinien durch die Ereignisse im Sudan zurückgehalten werde, faßte ich den Entschluß, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um unter einem der Galla-Stämme von Schewa eine Mission zu gründen. Wir gaben unsere Pläne für die Äthiopen keineswegs auf; allein in der Erwartung, daß sie uns willig oder gezwungen Zutritt gewährten, versuchten wir einstweilen unserm Eifer ein anderes Feld zu öffnen. Der König ging nur widerwillig auf unsere Wünsche ein; er fürchtete immer, sich zu weit einzulassen. Doch setzten wir unsere Sache durch und konnten uns in dem Galla-Stamme der Lume ansiedeln. Auf den ersten Anblick war die Lage herrlich und bot die schönsten Hoffnungen für die Predigt des Evangeliums. Die Bevölkerung war uns gewogen, und der Aufenthalt von wenigen Monaten genügte, um die freundschaftlichen Beziehungen noch enger zu knüpfen. Da wir zu drei waren, hätten wir uns mit der Zeit trennen und in einiger Entfernung eine neue Mission gründen können. Das war aber ein

zu schöner Erfolg; der Säemann, der Unkraut sät, ergrimmt und wußte seine Pläne so schlaue anzulegen, daß man uns den Ausweisungsbefehl überbrachte am Vorabend des Tages, an dem wir unsere neuen Wohnungen, welche uns drei Monate saurer Mühen gekostet hatten, beziehen wollten. Als Sieger über die Truppen des Mahdi erschien der Kaiser triumphierend an

den Grenzen von Schewa. Unsere Hoffnungen waren zu Wasser geworden; wir mußten uns ergeben; Menelik wollte von allen unsern Vorschlägen nichts mehr wissen.

Das war übrigens das Loos aller unserer Missionen im Galla-Lande. Der Reihe nach hat sie alle die Verfolgung zerstört, so daß jetzt nur mehr drei Stationen bestehen. Und

auch von diesen weiß ich nicht, ob sie nach unserer Abreise nicht durch einen neuen Ausbruch des Hasses oder durch einen kriegerischen Einfall der Amharas in die Galla-Länder vernichtet sind. Einige Zeit vor unserer Abreise wurden wirklich die kleinen Galla-Reiche im Westen und Süden unter die vornehmsten Offiziere Meneliks vertheilt. Manche hatten sich bereits in den Besitz dieser Lehen gesetzt, und eben als wir abreisten, halfen sie mit vereinten Kräften dem Ras Gobana, sich der Zügel des Reiches von Kassa zu bemächtigen. So haben alle diese Reiche ihre frühere Selbständigkeit verloren.

Hätte man uns freie Hand gelassen, so würde der Regierungswechsel uns Vortheil gebracht haben, freilich auch den Uebelstand, mit der hereinbrechenden Härese den Kampf aufnehmen zu müssen. Jetzt ist sie ohne Widerstand, wird sich überall



Spitalgarten U. L. Frau von den Engeln.

festsetzen und unsere letzten Missionsposten zu zerstören suchen. Ich hoffe aber, daß unsere Gemeinden in Gera und Kassa treu bleiben. In jedem dieser Posten haben wir zwei eingeborene Priester. Während meines Aufenthaltes in Schewa fand ich Gelegenheit, einem jeden von ihnen zu schreiben, um sie zu ermuntern und Nachrichten von ihnen zu erhalten. Doch empfieng

ich aus Kassa keine Antwort; das Mißtrauen seiner Bewohner gegen die Amharas erschwert jede Verbindung. Kassa gewährt große Hoffnungen für die Bekehrung. Vor einigen Jahren, namentlich zur Zeit Mgr. Socino's, waren die Tausen daselbst zahlreich und an Festtagen zählten die Communionen nach Hunderten. Wie es jetzt steht, vermag ich nicht sagen, da ich keine Nachrichten von unsern Priestern erhalten kann. In Gera haben wir nicht so viel Glück. Von dem siegreichen Islam von allen Seiten eingezwängt, konnten wir seit mehreren Jahren keine Bekehrungen machen; aber mit der Eroberung des Landes durch die Abessinier mußte diese traurige Lage aufhören. Die Station Lagamara ist noch nicht völlig vernichtet. Da ich sie nicht selbst besuchen konnte, schickte ich von Schewa aus einen eingeborenen Priester, daß er unsere alte Besingung daselbst übernehme und sie einem zuverlässigen Manne übergebe, bis wir auf's Neue uns bleibend ansiedeln könnten. Dieser Priester besuchte auch Gibie und Leka und sah dort die Christen, welche sich nach der Zerstörung von Lagamara dahin geflüchtet haben. Er fand nicht nur viele Kinder, sondern auch Erwachsene, ja selbst Heiden, welche nach Unterricht und Taufe verlangten. Obschon er nicht viel Zeit hatte und der Einfall der Amhara ihn störte, konnte er doch während seines Aufenthaltes 180 Personen unterrichten und taufen.

Auch in Schewa waren unsere und unserer Priester Bemühungen trotz der Verfolgung und des Mangels an Freiheit nicht fruchtlos. Wir hatten nahezu 100 Tausen. Auch belebte unser Aufenthalt den Muth der Christen. Manche, welche durch die Verfolgung erkaltet waren, söhnten sich ferner wieder mit Gott aus. Ebenso konnte ich jährlich insgeheim unsere drei oder vier kleinen Christengemeinden der Galla in Schewa besuchen und durch geistliche Uebungen die fünf nächsten eingeborenen Priester trösten und stärken.

Hätte unsere Reise nach Schewa auch keinen andern Erfolg gehabt, so wäre sie, wie mir scheint, schon dadurch hinlänglich belohnt. Sie bewies aber den Priestern wie den Laien, daß wir sie nicht verlassen und daß sie auf unsere Treue zählen können, auch wenn uns die Verfolgung noch lange von ihnen trennen sollte. Sie wissen, daß wir wiederkommen, sobald der Tag der Freiheit anbricht. Ueberdies konnten wir unsere freundschaftlichen Beziehungen zu manchen einflußreichen Personen erneuern, welche unsere Gemeinden, wie ich hoffe, vor gänzlicher Zerstörung bewahren werden.

Immerhin ist die augenblickliche Lage der Mission eine traurige. Ueberall Verfolgung! Die Christen sind zum Theil verbannt, während der apostolische Vikar und die Seinigen als Geiseln zurückgehalten werden."

Miscellen.

Das Spital Unserer lieben Frau von den heiligen Engeln zu Sansibar (vgl. die Bilder S. 216, 217, 220, 221). Gewiß ist es nicht unsere Absicht, Verdienste und Tugenden, die in dem „mit Christus in Gott verborgenen Leben" ihre schönste Vollendung finden, an die große Glocke zu hängen; allein es heißt ja auch im Evangelium, daß das Licht leuchten, die guten Werke anerkannt werden sollen, damit Gott die Ehre gegeben werde. Deshalb mag ein kleiner Bericht über das Spital Unserer lieben Frau von den heiligen Engeln in Sansibar hier seine Stelle finden. Wir sagen nicht viel und nennen keine Namen; da bleibt noch Verborgenheit genug. Nur ein Wort über den Boden, auf dem diese Anstalt steht, des ersten Jahres ihres Bestandes.

Der Boden, auf dem das Spital steht, heißt Guambo, die Häusergruppe, an die es sich anschließt, Gukioni. Man hat zu seiner Zeit gemeint, der erschlossene Seehandelsweg durch den Suezcanal werde dem ostafrikanischen Hafenverkehr Eintrag thun. Guambo liefert den Gegenbeweis. Vor 20 Jahren ein Dörfchen, von ein paar Fischern bewohnt, die im Hafen ihre Netze hatten und ihre Netze ausbesserten, hat der sturmischere Port, der zum Laden und Löschen der Waaren günstige Landungsplatz so viele Kauffahrteischiffe angezogen, daß es heute ein sehr bedeutender Handelsplatz ist mit lebhaftem Verkehr, mit Trockenböden und Werften, mit ausgedehnten Magazinen und geräumigen Schuppen, vor Allem aber mit sehr zahlreicher Bevölkerung, mehr als 40 000 Seelen zählend. Es sind geschäftstreibende Hindus, geldgelandte Räuber aus Persien, portugiesische Apotheker und Schnapshändler, zumal aber Tausende von Negerklaven und viele Araberherren.

Die Missionäre von Sansibar, wie unseren Lesern bekannt ist, Väter aus der Gesellschaft vom heiligen Geiste und dem heiligsten Herzen Mariä, kamen in ihren Gebeten und Gedanken oft darauf zurück, wie man für diese verwahrlosten 40 000 Seelen irgend etwas thun könne. Eine eigentliche Missionsthätigkeit durfte nicht versucht werden, wollte man nicht von Seite der Mohammedaner einen folgen schweren Sturm heraufbeschwören. Da lag es nun nahe, an Krankenpflegerinnen zu denken. Ist es doch der christlichen Liebe

schon unzähligemal gelungen, der Heilung Bedürftige zum Heiland zu führen, in verbärteten und verschlossenen Herzen Zutritt zu finden, um dann die Flügelthüren weit aufzuthun, damit die Gnade Gottes dort ihren beglückenden Einzug halte. Allein eine Niederlassung von Ordensschwestern war aus dem angegebenen Grunde noch gefährlicher, geradezu unmöglich. Aber Frauen der christlichen Liebe aus dem Laienstande, ohne Kloster, ohne Gelübde, ohne Ordenskloß und Ordensregel, in der Lage, Wohlthaten zu erweisen, und von demüthiger Liebe zu solcher Arbeit befeelt, die in alle Häuser und zu allen Kranken gehen wollen und es immer können, die einen rein freundschaftlichen Verkehr beginnen und dann aus lauter Freundschaft und Freude am Wohlthun Heilmittel austheilen und Kranke besorgen, die hatten Aussicht, ungefährdet das für Christus zu vollbringen, was sich hier einzig erhoffen ließ: nämlich hin und wieder die Seele eines sterbenden Kindes zu retten, oder einem Greise, der unter der Last der Jahre, der Krankheit und der Sünde zusammenbricht, die schlimmste dieser Lasten durch die Taufe von der Seele zu nehmen. Aber wie konnte man erwarten, daß sich ein solcher Siechentrost für Sansibar finden könne! Und doch geschah es; Gottes Vorsehung gab einer guten Frau den Beruf, als Krankenkumter nach Sansibar zu gehen, und sie verließ Alles und folgte unverzüglich.

Einer der Patres aus Sansibar kam in Geschäften nach Paris. Er lernte da eine fromme Wittve kennen, die seit Jahren keine andere Freude kannte, als die, in aller Stille und in möglichster Anspruchslosigkeit Alles für Kranke und Verlassene zu thun, zu geben und zu leihen! Man sprach von Sansibar und Guambo, von der samaritanischen Thätigkeit, die scheinbar bloß den Wunden und Schmerzen des kranken Leibes gilt, um hin und wieder vielleicht eine Seele vom ewigen Tode zu erwecken. Dieß alles wurde wie eine lang ersehnte und erwartete Nachricht von einem Herzen aufgenommen, das Gott dafür eigens erzogen zu haben schien. Man überlegte. Man betete und berieth sich. Wie zufällig war ein Haus in Guambo zu mietzen, das wiederum wie zufällig sich vortreflich eignete: eine freundliche Villa, am Meere gelegen, mit guter Luft, reizendem Garten, schönen Spazierwegen. Am 16. Mai 1884 wurde der Pachtcontract unterzeichnet, am 2. August die Einweihung der Kapelle und des Hauses

vorgenommen. Nun war inmitten dieses Heiden- und Türkenviertels Christus gegenwärtig, wie einst inmitten der ungläubigen Welt im stillen Nazareth, und wie einst im heiligen Lande zieht er auch hier die Kranken und Elenden zu sich, und sie kommen, ohne zu wissen, welche Liebe ihrer wartet, noch zu ahnen, wessen Herz sie zu heilen begehrt.

Zunächst werden denn im Spital die Kranken angehört, bekommen Rath und Mittel. Das ist nun ein fortgesetztes Werk der Barmherzigkeit, worauf Gottes Segen ruhen, Gottes Lohn folgen wird. Aber dieß ist nur der Anknüpfungspunkt. Die fromme Vorsteherin macht es in Sansibar gerade wie in Paris. Sie sucht die Wohnungen des Elends alle ab, und je schlimmer es ist, desto hingebender macht sie sich an die Arbeit. Da muß denn doch zuweilen das Mißtrauen schmelzen, die Abneigung schwinden. Manche bitten darum, in's Spital gebracht zu werden, und dann findet sich weit leichter Gelegenheit, von Gott zu sprechen, vom Heiland und vom Himmel.

In sehr vielen Familien bald wohl gelitten und gern gesehen, von den Kindern immer umschwärmt und freudig begrüßt, hat die Vorsteherin im ersten Jahre schon sieben sterbenden Kleinen das Kostbarste auf die Reise in die Ewigkeit mitgegeben: die Taufanschuld. Im Spital selbst wechselt, wie überall auf Erden und im Dienste Gottes, Sieg und Niederlage, Freud und Leid. Ein alter Araber litt seit langen Jahren an aufgebrender Krankheit. Er kam einigemal, Heilmittel zu holen, und blieb dann aus. Nun wurde er aufgesucht

und in elendem Zustande gefunden. Die liebevolle Behandlung und Pflege rührten ihn zu Thränen. Gern wollte er in's Spital gebracht sein, und „die gute Dame“ erschien ihm wie ein Engel des Trostes. Alles, was sie sagte, nahm er kindlich dankbar an. Als sie vom „großen Heilmittel Gottes für die Seele und für deren ewiges Leben“ sprach, konnte er es nicht mehr erwarten, daß man es ihm ertheile, und starb dann unverzüglich, als hätte er besorgt, daß das hochzeitliche Gewand seine Frische verliere. Das geschah 14 Tage nach der Eröffnung des Spitals. Einige Tage später brachte man eine Sklavin, die ihr Herr ob unheilbarer Krankheit verstoßen hatte. Sie wäre sonst einfach zu Grunde gegangen und fand nun in einer Stunde mehr Erweise wohlwollender Liebe, als sonst vielleicht während ihres Lebens. Aber nichts rührte sie; nach acht Tagen erfolgte der Tod, ohne daß man sie dazu gebracht hatte, auch nur irgend etwas von Gott hören zu wollen. Zuweilen hebt die eingelehrte Taufgnade, verbunden mit schweren Leiden, in wenigen Stunden zu hoher Vollkommenheit. Ein mohammedanischer Diener wurde von einer gefährlichen Wunde förmlich vergehrt. Während die Vorsteherin mit aller Liebe seine furchtbare Wunde wusch und verband, betete sie eifrig für seine arme Seele. Wirklich kam sie an's Ziel. Der Mohammedaner wurde getauft, und von diesem Augenblick an verklärte sich sein stumpfes Wesen wie in höherem Lichte. Immer dankend und immer betend ging er hinüber. Wir könnten noch mehr dergleichen Züge erzählen, doch mag dieses für heute genügen, um den Leser zu überzeugen, daß

Uebersichtstabelle

der Missionen, welche durch das Pariser Seminar der auswärtigen Missionen im Jahre 1885 besorgt wurden.

Missionen.	Bevölkerung.			Conversionen von Heiden.	Tausen.			Missionspersonal.			Unterricht.					
	Katholiken.	Ärztlicher oder Seismatiker.	Heiden.		Heiden.	Kinder christlicher Eltern.	Heidenkinder in Todesgefahr.	Bischöfe.	Europäische Missionäre.	Eingeborene Priester.	Katechisten.	Kirchen und Kapellen.	Seminarien.	Studenten.	Schulen und Waisenhäuser.	Schüler.
Mandschurei	12 618	220	10 000 000	—	351	604	5 412	1	27	4	5	44	2	45	68	1 390
Korea	14 039	—	10 000 000	—	570	740	1 755	1	10	—	—	—	1	6	1	23
Japan (nördl. Bifariat)	6 193	?	16 000 000	32	860	158	369	1	30	—	37	33	1	14	26	1 994
Japan (südl. Bifariat)	25 178	?	18 000 000	2	544	816	261	1	27	3	235	59	1	60	37	1 590
West-Sutschuen	37 800	?	15 000 000	—	1 041	1 336	48 789	1	24	40	50	45	2	97	180	2 704
Ost-Sutschuen	31 539	?	15 000 000	—	3 985	973	28 888	2	33	37	261	106	2	91	148	1 940
Süd-Sutschuen	18 057	?	15 000 000	—	959	563	29 237	1	25	9	42	35	1	28	69	1 280
Tibet	1 049	?	4 000 000	—	31	43	1 086	1	14	—	—	9	1	13	9	9
Yunnan	9 025	13	12 000 000	—	414	306	4 342	1	24	8	57	53	1	22	48	632
Kweichow	16 892	?	8 000 000	—	?	?	?	2	28	7	88	73	2	20	110	2 000
Kwangtung	28 076	?	25 000 000	—	207	546	2 252	2	42	5	—	?	1	25	65	2 003
Kwangsi	1 093	?	8 000 000	—	50	46	146	1	11	4	14	10	2	12	20	198
West-Tongking	155 000	?	8 000 000	—	2 493	7 788	43 175	1	42	88	347	395	3	348	504	5 881
Süd-Tongking	73 483	?	2 000 000	—	1 013	2 912	4 974	1	21	59	252	290	2	153	6	630
Ost-Cochinchina	17 000	?	3 500 000	—	1 066	1 838	9 412	1	20	11	20	35	—	95	3	1 171
West-Cochinchina	55 000	?	1 200 000	—	1 357	1 890	3 227	1	51	39	76	184	1	165	84	5 399
Nord-Cochinchina	20 000	?	2 000 000	—	64	1 109	3 597	1	17	39	30	92	2	80	37	493
Cambodja	16 101	200	1 700 000	—	572	730	1 756	1	25	—	20	62	1	75	32	1 080
Siam	13 850	?	8 000 000	2	445	530	1 128	1	30	8	45	36	1	31	50	1 488
Malacca	10 938	?	1 044 488	13	915	361	89	1	26	2	22	34	—	—	35	2 149
Süd-Birma	17 500	10 108	3 500 000	10	825	735	—	1	23	9	34	59	1	49	53	2 437
Nord-Birma	1 800	100	3 000 000	—	35	47	277	1	9	3	4	8	1	7	17	440
Pondichery	203 396	3 000	7 000 000	83	1 109	6 437	861	2	74	33	137	473	2	52	112	4 950
Maissur	29 728	7 000	4 701 307	45	590	1 231	46	1	33	10	65	83	1	27	46	2 697
Coimbatour	24 027	4 000	2 000 000	18	209	1 015	513	1	25	6	17	74	1	8	41	1 551
	829 382	24 641	203 645 795	205	19 705	32 754	191 601	29 691	424	1 858	2 292	31 1523	1 801	46 193		

die ganze weite Welt voll ist der Barmherzigkeit Gottes, und um ihn zu veranlassen, des Spitals Unserer lieben Frau von den heiligen Engeln in seinen Gebeten zu gedenken.

Die Arbeiten des Pariser Missions-Seminars 1885.

Die Tabelle auf S. 223 gibt uns den Stand der Missionen, welche die Missionäre des Seminars für die auswärtigen Missionen in Paris besorgen. Dieselben sind vom apostolischen Stuhle mit 25 Missionsbezirken betraut, in denen 29 Bischöfe und 691 Mitglieder des Pariser Seminars im Jahre 1885 thätig waren; unterstützt wurden sie von 424 eingeborenen Priestern und 1858 Katechisten, so daß das gesammte Missionspersonal 3002 Priester und Laiengehülfen betrug. Die Gesamtsumme der dem Pariser Seminar anvertrauten Herde belief sich auf 829 382 Seelen, welche unter einer heibnischen Bevölkerung von mehr als 200 Millionen in China, Japan, Tongking, Annam, Siam, Birma und Vorderindien zerstreut leben. Mit der Gnade Gottes gelang es dem Eifer der Missionäre, in dem verfloßenen Jahre 19 705 Heiden zu taufen; ferner wurde die heilige Taufe 32 754 Kindern christlicher Eltern und 191 601 Heidenkindern in der Todesstunde gespendet. Ueber diese Tausen sterbender Heidenkinder können nur diejenigen spotten, welche den Glauben unserer heiligen Kirche nicht haben, gemäß welchem das heilige Taussacrament den Kindern zur Tilgung der Erbsünde und somit zur Erlösung unumgänglich notwendig ist. Endlich wurden 205 Andersgläubige in den Schoß der Kirche aufgenommen. Von ganz besonderem Segen für die Zukunft werden die 31 Seminaristen sein, in denen im letzten Jahre 1523 Jünglinge entweder zu den heiligen Weihen oder zum Katechetenamte vorbereitet wurden, und die 1801 Schulen und Waisenhäuser, in denen

46 193 Kinder Unterricht in der Religion und in den Elementarfächern empfangen.

Primizfeier des ersten Negers in Nordamerika. Die Katholiken in Quincy (Illinois) feierten am 18. Juli ein schönes, denkwürdiges Fest. Der erste schwarze Priester von Nordamerika, Father August Tolton, feierte daselbst, wo er seine Jugend verlebte und seine brave Mutter und seine Schwester jetzt bei ihm wohnen, um 10½ Uhr, so daß auch die andern katholischen Gemeinden teilnehmen konnten, seine erste heilige Messe. Der Pfarrer Brüller (früher Kaplan in Wadersloh, Diocese Münster) hatte die Bonifaciuskirche herrlich schmücken lassen und alle Anordnungen vorsorglich getroffen. Die ganze Kirche war mit Andächtigen gefüllt, die mittleren Reihen der Bänke waren für die Neger reservirt. In der heiligen Messe communicirten die Mutter, Schwester und 18 Neger aus der Verwandtschaft des Neopresbyters. Letzterer wurde geboren in Ralls County, wo seine Eltern Sklaven waren. Die jetzt noch rüstige Mutter entfloß mit ihrem Sohne und ihrem Töchterchen bis Hannibal. Dort wurde sie vom Sklavenhalter eingeholt. Als die Mutter sich weigerte, zurückzukehren, nahm man ihr das Töchterchen, in der Meinung, die Mutter werde nachfolgen. Das aber hatten Soldaten gesehen, welche dort einquartirt waren. Dieselben kamen der bedrängten Frau zu Hülfe; Mutter und Kinder entkamen nach Quincy im Jahre 1861 und waren frei. Tolton studirte sechs Jahre Philosophie und Theologie an der Propaganda in Rom; er wird jetzt die Seelsorge seiner Landsleute in seiner Vaterstadt übernehmen. Kirche und Schule sind vorhanden; als Primizgeschenk erhielt der junge Priester von den Negern eine wohl eingerichtete Wohnung.

Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:	Marf.	Für nothleidende Missionspriester zur	Marf.	Durch den „Freisburger Boten“ in Freiburg i. B.	Marf.
Von F. M. R.	40.—	Verfolgung von hl. Missionen:		Aus Jil. Brunn	53.—
„F. a. J.	3.88	Von S. S. in Sch. der Essen	5.10	Von Ffr. Bäumer in Beldmide	10.—
Durch Ffr. Bräu in Södnram: „Ad majorem		Durch Beneficiat Käßholzer in Weringon	50.72	Durch die „Germania“ Berlin	123.—
„Dei gloria“	20.—	„Baruk haboh beschom Jehova“	44.80	„das Mainzer Journal“, Mainz	10.—
„Ad animarum salutem“	60.—	Von B. Nepefuh, Beneficiat in Pfarrkirchen	91.—	Für die Nordischen Missionen:	
Von G. Wader-Gröber, Ffr. in Schlehdorf	14.—	„N. N. Ffr. in Westpreußen	32.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn“	39.62
„Ffr. Straub in Oberfabion	26.—	Für arme Klosterfrauen in Italien:		Für den Franziskus-Kaverius-Verein:	
„7 in Hohenollern	36.30	Von Prälat Dr. Zäumer in Breslau	50.—	Aus der Pfarrei Norf	4.50
„Apotheker Dießl in Ober-Egeri	3.50	„Um den besonderen Segen Gottes zu erlangen“	5.—	Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
„Ungenannt	1.—	Von Jungfrau L. in Eichenfeld	3.—	Von den PP. Kapuzinern in Boaria, Jil.	55.85
„Baruk haboh beschom Jehova“	75.91	Für die nothleidenden Priester in E-		„Wilmauer, Wils.	102.50
Jubiläumsmalmen von N. Wolkenrath, Lehrer		birien: Aus Eichenbach: „Opfer“	6.50	„Aus Unterenerheim“	10.—
in Weesling, W. Ba.	20.50	Von Ffr. Bäumer in Beldmide	10.—	Für Postauf- und Unterhalt von Heiden-	
Von B. Grieger in Metamora, Jil.	32.80	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		kindern: Von N. J. in S.	40.—
„Prälat Dr. Zäumer in Breslau	100.—	(Südafrika): Aus Mengen	10.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	46.20
„G. Str.	5.—	Durch das Urkundenkloster Strabund	34.—	Für Postauf- und Unterhalt von Neger-	
„Ungenannt	5.—	F. Schnabel, Erzpöfist in Unterligbach	25.—	kindern:	
„G. S. Meran	16.15	Von N. J. aus W.	5.—	Von Ungenannt in M. a. b. J.	200.—
Für die Missionen in China, Japan u.		Aus Graeten durch Ffr. Gattenholz	60.—	Pro Papa:	
Tongking:		„In honorem beatissimae Virginis Mariae		Von N. N.: „Bitte zur unbeslehten Mutter von	
Von F. S.	100.—	„sine labe originali conceptae“	10.—	Bourbes für den Heil. Vater und die ganze	
Durch die „Königliche Volkszeitung“ in Köln	9.—	Für die Missionen in Afrika:		katholische Kirche“	75.—
Von Rechtsanwält Driesor in Waus	10.—	Durch die „Königliche Volkszeitung“ in Köln	49.15	Für verschiedene Zwecke:	
„Ungenannt in Hosten	50.—	Von N. N. B. S.	5.—	Durch Beneficiat Käßholzer in Weringon	10.—
„Al. Sch.	40.—	Aus Mengen	3.—	„Ffr. Stein in Eagen (für Honolulu)	200.—
„B. L. u. M. G.	6.—	Von Ffr. Vogt in Hombingen	10.—	„denselben (für Danabworth Sheffield)	100.—
„Ffr. Fleisch in Niederbieben	100.—	Durch Kaplan Gullenbrand in Waldbird	8.—	„den „Jpf“ in Woblingen	429.14
Aus Buffalo	16.67	„Kothe in Eichenbach	30.—	Von Prälat Dr. Zäumer in Breslau	50.—
„Mengen	10.—	Von F. W.	110.—	Durch den „Sendboten des göttl. Dienens Zein“	
„der Pfarrei Norf	12.50	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	128.22	in Innsbruck	194.90
„Unterenerheim	100.—	Für die Mission in Marienfeld, Texas		„Gerber & Co. in München	26.—
Von Prälat Dr. Zäumer in Breslau	50.—	(Nordamerika):		„die Paulinus-Druckerei in Trier	28.50
„G. S.	10.—	Von Jungfrau K. R. von Schbr.	100.—	„Um den besonderen Segen Gottes zu erlangen“	12.—
„Ungenannt	10.—	„N. N. B. S.	5.—	Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell	16.—
Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	9.—	„G. J. Schmitz jun. in Cochen	10.—	Von A. Müller, Ffr. in Oberbayerdorf	36.—
Von Ffr. Bäumer in Beldmide	15.—	„Witwe Wadenmacher in Heisen	10.—	„Ungenannt	8.10
„N. N. Ffr. in Westpreußen	10.—	Jubiläumsmalmen	1.—	Aus Hartheim	8.—

Berichtigung. P. Arndt, dem wir die ausgezeichneten und interessanten Artikel über die Leiden der katholischen Kirche in Rußland verdanken, bittet uns, auf S. 164 einen Irrthum zu berichtigen, den die Ungenauigkeit einer Quelle veranlaßt. An der bezeichneten Stelle ist von dem unseligen Popiel die Rede, dem Intrusus der ruthenisch-unierten Diocese von Ghelm, der schismatischer Bischof von Pobodien und nicht Erzbischof von Warschau wurde. Der gegenwärtige

Erzbischof von Warschau, Vincenz Popiel, war zuerst Bischof von Kalisch, wurde dann wegen seines acht katholischen Auftretens in die Verbannung geschickt und erhielt erst nach langen Unterhandlungen seitens des Heiligen Stuhles mit der russischen Regierung das Warschauer Erzbisthum. Mit diesem in jeder Beziehung ausgezeichneten Kirchenfürsten hat jener unglückliche Schismatiker nur den Namen gemein.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 10. September 1886.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.